

# Deutsche Schriften

für

Litteratur und Kunst.

1. Reihe. Heft 2.

## Lebenserinnerungen

von

Klaus Broth.

(Herausgegeben von Eugen Wolff.)

Lehrer-Bibliothek  
des  
Gymnasiums zu STOLP

Kiel und Leipzig.

Verlag von Lipsius & Tischer.

1891.

225.181

E

## Vorwort.

Die nachstehenden Erinnerungen entspringen theils Notizen, theils Erzählungen. Die Auswahl aus dem zur Verfügung Stehenden sowie stellenweise die Gruppierung und auch hie und da der Mechanismus — nicht der Kern — der Ausdrucksweise ist Eugen Wolff, dem Herausgeber der „Deutschen Schriften für Litteratur und Kunst“, zuzuschreiben, deren 2. Heft diese Erinnerungen bilden; doch hat sie der Dichter in der hier vorliegenden Form durchgesehen und bestätigt. Er würde sich freilich über mancherlei zurückhaltender geäußert haben, hätte nicht der Herausgeber nach ungeschwächter und unverkürzter Wiedergabe aller Thatsachen gestrebt. Absichtlich ist dem Ganzen die frische, schlichte mündliche Redeweise belassen. — Ein guter Theil des Materials war dem Stadtbibliothekar Dr. C. J. Hansen in Antwerpen zur Verfügung gestellt, welcher 1889 an genanntem Orte veröffentlichte: „Klaus Groth in zijn leven en streven als dichter, taalkamper, mensch met reisverhaal en terugblik op de dietsche beweging“ (Verlag von L. de la Montagne). — Klaus Groth bereitet eine Gesamt-Ausgabe seiner Schriften vor, welche die Entstehung vieler Gedichte und Erzählungen im einzelnen erläutern wird. — Um nicht zu fortbauenden Beziehungen auf äußere Umstände seines Lebens genöthigt zu sein, hat der Dichter die Voranstellung eines verschollenen Aufsatzes von Karl Müllenhoff veranlaßt, eines Denkmals liebevoller Hingebung, das gleichfalls auf persönlichen Mittheilungen und Wahrnehmungen beruht, und schon, was wir besonders betonen, vor mehr als einem Menschenalter geschrieben ist.

## Einleitung.

Von Karl Müllenhoff (1856).

Klaus Groth ist den 24. April 1819 in Heide, dem volkreichen Hauptflecken der Landschaft Norderditmarschen, geboren. Der Leser des „Quickborn“ kennt die Umstände seiner Jugend, vielleicht ohne es auch nur zu ahnen; ich erinnere hier bloß an den „Sonntagmorgen“. Von Högen war der Großvater nach Heide herübergezogen. Den von ihm in dem südöstlichen, schon mehr ländlichen Theile des Ortes, der sogenannten Lüttjenheide, begründeten Betrieb, einen Milch- und Mehlhandel, hatte der Sohn, der Vater des Dichters, noch bei Lebzeiten des Alten, nach dem Tode der Mutter und fast aller Geschwister, übernommen. Erst später gelang es ihm, das Handwerk, das er in seiner Jugend erlernt und dem er mit Eifer anhing, wieder aufzunehmen und eine Windmühle in der Nähe seines Hauses anzukaufen, die er noch jetzt (1856) mit seinem zweiten Sohne — „Min Jehann“ — betreibt. Seine Mutter hat Groth früh verloren:

Ja, wäre meine Mutter mir geblieben,  
Wohl hätt' ich nimmer einen Vers gesungen  
Und reich und stumm gelauschet ihrem Munde,

heißt es in den „Hundert Blättern“ S. 100. Ihre Stelle ersetzte dem Kinde vor allen seine Tante Christine, deren Andenken vier schöne Sonette in den „Hundert Blättern“ S. 84—87 feiern. Wie der Großvater sich des Knaben angenommen, wird jedem Leser des „Quickborn“ gegenwärtig sein. Er hatte schon Lesen und Rechnen von dem Alten gelernt, als dieser ihn zuerst zur Schule brachte. Das „Gewitter“ haben beide miteinander auf dem Moore bei Heide erlebt. Denn im Sommer mußte der junge Groth, sowie er heranwuchs, auf dem Felde bei den Rühen, bei der Torfarbeit und Heuernte und sonst seine Hülfe

leisten. Im Winter und in den Mußestunden griff er dann desto eifriger zu den Büchern und seiner Rechentafel, so daß, trotz des durch die Sommerarbeiten sehr unterbrochenen Schulbesuches, der alte Lehrer endlich erklärte, mit dem vierzehnjährigen Knaben unter den übrigen nichts mehr anfangen zu können, und auch der Prediger ihn bald darnach von dem üblichen Konfirmandenunterrichte völlig dispensirte. Groth trat, 14 Jahre alt, als Schreiber in die Kirchspielvogtei von Heide.

Hier nun fand er unter den Büchern seines Vorgesetzten die lang gesuchten und ersehnten Werke deutscher Klassiker, namentlich Goethes, und Abends, wenn er einsam im Komptoir sitzen und warten mußte, ob nicht etwa ein Handwerksbursche käme, sein Wanderbuch visiren zu lassen, hatte er Zeit genug zu lesen. Er machte sich also darüber her. Goethes *Reineke Fuchs* war eines der ersten Bücher, die er damals las; er konnte nicht begreifen, daß das der größte deutsche Dichter gemacht haben sollte. Beim *Werther* brach er über die Stellen aus dem *Ossian* in Thränen aus, sie für übersezt aus dem Griechischen haltend, das für ihn ewig ein verschlossener Schatz bleiben müsse. Indessen wurde wohl schon damals unter dem Beistande guter Freunde der Anfang mit dem Französischen und Englischen gemacht. In die Zeit, gegen sein achtzehntes Jahr, fallen auch die ersten poetischen Versuche, die den Freunden so wohl gelungen schienen, daß sie ihm riethen, sie in einem unserer Wochenblätter bekannt zu machen. Groth aber erklärte, erst wolle er etwas Ordentliches lernen, und diesen Vorsatz hat er so streng festgehalten, daß er in den nächsten zehn bis zwölf Jahren, unter den strengsten und vielseitigsten Studien, sein Ziel unverrückt im Auge behaltend, auch nicht einen Vers geschrieben hat. Sein Wunsch, zu studiren, war immer mächtiger geworden. Da aber die Umstände seines Vaters ihm diesen Weg seiner Ausbildung nicht gestatteten, so begab er sich, achtzehn Jahre alt, auf das Schullehrerseminar nach Tondern.

Es zeigte sich bald, daß, was die Anstalt forderte, einem Menschen von seinen Talenten keine Schwierigkeit bot, daß aber, was sie ihm wiederum gewährte, nicht dem entsprach, wonach er verlangte. Bald fing Groth an, seinen eigenen Weg zu gehen. Freunde, die eine Gymnasialbildung genossen, unterstützten ihn auch hier. Unter ihrer Anleitung lernte er Latein, auch mit dem Griechischen wurde einmal

der Anfang gemacht; Französisch, Englisch, Dänisch, Schwedisch, wozu später noch Italienisch und das Altdeutsche kam, wurde eifrig getrieben, daneben Musik. Es war Groth um einen Begriff und eine Anschauung von der Sprache als solcher zu thun, und K. F. Beckers sprach-philosophische Schriften sind ihm dabei von großem Nutzen gewesen. In den Mittelpunkt seiner Studien aber traten die Mathematik und die Naturwissenschaften. Von seiner außerordentlichen Arbeitskraft und der trotz der unablässigen Anstrengung nie ermattenden Frische seines Geistes wissen seine Freunde von damals, die mit treuester Liebe und Verehrung an ihm hingen, nicht genug zu erzählen. Seine Ueberlegenheit erkannten sie willig an. Der junge feurige Mann mochte sie aber auch zuweilen seine Lehrer fühlen lassen. In dem nach Beendigung des dreijährigen Kursus bestandenen Examen erhielt Groth nur die nächsthöchste Nummer.

Zurückgekehrt nach Heide, ward ihm sogleich die Verwaltung der vakanten zweiten Mädchenlehrerstelle, nach Jahresfrist auch das Amt selbst übertragen. Er hatte sich mit Resignation, die ihm äußere Umstände auferlegten, dem Schulsache gewidmet, zugleich aber auch mit dem Entschlusse, daß, wenn es nun einmal so sein sollte, er dann darin auch so viel leisten und sein wollte, als ihm mit allen seinen Kräften möglich war. Mit diesem Entschlusse begann er auch seine praktische Thätigkeit. Wie ihm diese gelang, dafür mag der Umstand zeugen, daß noch spät, nachdem Groth schon längst von seinem Schulamte zurückgetreten war, erfahrene und angesehene Schulmänner ihn um Mittheilungen über seine Methode im Rechnenunterrichte und der deutschen Sprache, namentlich auch in betreff des deutschen Aufsazes, angegangen sind, vielleicht nicht genug bedenkend, daß die Methode immer zu sehr von den Mitteln abhängt, die dem Einzelnen zu Gebote stehen. Groths Amt nahm aber bald nur einen geringen Theil seiner Kräfte in Anspruch. Das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen ward wieder aufgenommen und fortgesetzt, Latein und Philosophie mit Pastor Koopmann, unserem jetzigen Landesbischof, Mathematik mit Heinrich Petersen, einem Schüler von Encke und Jacobi in Berlin (jetzt Lehrer in Koburg), getrieben und an den ihm übertragenen astronomischen Rechnungen mitgearbeitet; daneben wurde fleißig botanisirt — Groth kennt unsere ganze Flora bis hinab auf die Kryptogamen — und die neuere Phy-

siologie der Organismen, Chemie und Physik studiert. Je seltener in der heutigen Naturwissenschaft die Forschung mit dem philosophischen und ästhetischen Geiste, und die philosophische Forschung mit dem naturwissenschaftlichen Studium und der Kenntniß der höheren Mathematik gepaart erscheint, desto eher mochte sich Groth das große Problem darbieten, das im Mittelpunkte dieser Studien liegt, und das er später mit aller Entschiedenheit und Klarheit ergriff und verfolgte. Aufgefordert, hat er im Heider Bürgerverein während eines Winters eine Reihe naturwissenschaftlicher Vorträge gehalten, auch sich mit Eifer an dem Heider Gesangverein und der Liedertafel betheiliget und als einer der Leiter derselben 1846 die Würzburger Sängerschaft mitgemacht, auf welcher Reise er Berlin, Dresden, das böhmische Gebirge, Franken, den Main und Rhein im Fluge besah. Das Treiben des jungen Schullehrers, der mit wenigen in vertrautem Umgange, aber mit vielen im Verkehr lebte, der bald einsam mit seiner Kapsel durch Feld und Moor streifte, bald Tag und Nacht auf seinem Zimmer studirte, oder auch in den Vereinen thätig war, hatte natürlich längst das Gerede der Leute rege gemacht. Konnte er sich darüber mit der Achtung derjenigen Männer trösten, die ihn zu beurtheilen im Stande waren und deren Förderung ihn erfreute, — Männer wie Koopmann und der damalige Landvoigt Boysen, jetzt in Hildesheim, — so mußte er doch oft, und gerade unter den sogenannten Gebildeten, das gegen seinen Stand herrschende Vorurtheil schmerzlich empfinden. Urtheile, wie das des ihm vorgesetzten Predigers, der wohl glaubte tadeln zu müssen, aber nichts schlimmeres anzugeben wußte, als daß Groth seine Schülerinnen zu weit bringe, mußten ihm seine Stellung nur noch mehr verleiden. Groth nahm im Sommer 1847 seine Entlassung. Eine Summe, für die nächsten 4 Jahre zahlbar, ward ihm von seiner bisherigen Behörde ausgesetzt. Ein weiteres hoffte Boysen durch seine Verwendung von der Gnade des verstorbenen Königs Christian VIII. zu erreichen. Als aber Boysens Einladung eintraf, ihm zum Könige nach Jöhrr zu folgen, war Groth bereits erkrankt. Seiner Kraft war insolge unausgesetzter Arbeit und geistiger Anstrengung endlich gebrochen; die Aerzte standen rathlos. Bald blieb nichts übrig, als sich zurückzuziehen, um in der Stille die Genesung abzuwarten. Groth begab sich nach Fehmarn zu seinem Freunde Leonhard Selle, dem nachherigen Komponisten seiner Lieder, damals

Schullehrer und Organist in Landkirchen, jetzt Musiklehrer in Rendsburg. Nur mit Mühe erreichte er die Insel, nicht ohne vorher noch in Preetz ein vierwöchentliches schweres Krankenlager zu überstehen.

Beinahe sechs Jahre hat Groth auf Fehmarn zugebracht, ohne eine Besserung trotz aller angewandten Kuren zu erreichen. Im Gegentheil verschlimmerte sich sein Befinden mit jedem neuen Rückfalle. Denn da er, die Ursache seines Uebels nicht ahnend, um das Gefühl der trostlosen Einsamkeit, in die er sich versetzt sah, zu bannen, nur desto eifriger zu seinen Studien griff, so oft er dazu die Kraft fühlte, so stellten sich von Zeit zu Zeit Krisen, die ihn darniederwarfen, mit verstärkter Gewalt ein, bis endlich jener furchtbare Zustand der Ueberreizung und Abspannung eintrat, in dem wir ihn 1853 nach dem Erscheinen des Quickborn kennen lernten, und der ihm jede anhaltende Thätigkeit für Jahre unmöglich machte. Aber nicht umsonst hatte sein Geist mit seiner Natur gerungen. Von den Männern von Fach, die ihm nachmals in Kiel näher traten, wird keiner anstehen, in ihm einen ebenbürtigen Genossen auf dem Felde der Wissenschaft anzuerkennen. Und seine wissenschaftliche Ausbildung steht nicht außer Verhältniß zu der des Künstlers und Dichters. Vielmehr was er als solcher geleistet, ist nur durch jene möglich gewesen. Groth hatte, so lange er in Heide lebte, seine Amtswohnung vermietet und im Hause seines Vaters gewohnt. So war er ganz innerhalb der Sphäre, die er einst verherrlichen sollte, stehen und mit ihr in dem innigsten und lebendigsten Zusammenhange geblieben, indem er sich geistig über sie erhob. So auch hatte er es tief und schmerzlich empfunden, welchen Werth und Reichthum, ihr selber ungewohnt und unbewußt, diese Welt in sich trug, und wie sehr sie darin von der sogenannten gebildeten, hochdeutschen verkannt ward. Der Plan, eine Sammlung plattdeutscher Gedichte herauszugeben, aus welcher das Volk sich selbst und seine Welt und die Gebildeten diese verklärt anschauen lernten, war längst gefaßt, wiederholt auch an die Ausführung gedacht und manche Motive und Stoffe dafür im voraus gesammelt. Aber erst auf Fehmarn sollte der Gedanke zur That werden. Die bewegten Jahre von 1848—1851 hat Groth dort verlebt. Gleichwohl stieß ihn die Kälte und Interesselosigkeit der abgeschlossenen Inselaner gegen alles höhere Geistige ab, um ihr Interesse anzuregen, stiftete er einen landwirthschaftlichen Vese-

verein, der wenigstens so lange bestanden hat, als Groth auf der Insel war. Seine Umgebung konnte ihn nur in seinem Vorhaben bestärken bei dem es mit auf Erhebung des Volkes abgesehen war. Zugleich aber zog ihn unter gesteigerten körperlichen Leiden und äußerer Vereinigung immer mächtiger die Sehnsucht hinüber nach der Heimath, zu seinem Vater und den Brüdern, den Freunden und dem ganzen Kreise seiner glücklichen Jugend. Je drückender das körperliche Leiden auf ihm lastete, desto sonniger und farbenreicher erschienen ihm nun die Tage seiner Kindheit. Diese Sehnsucht, kann man sagen, hat den „Quickborn“ gedichtet; aber hatte seine wissenschaftliche Thätigkeit Groth über die Welt, die ihn umgab, emporgehoben, so hatte sie ihn auch die ganze Strenge der Forderung des Objekts kennen gelehrt, und es galt jetzt, dieser in der Poesie im freiesten Spiele mit dem Stoffe zu genügen. Der „Quickborn“ ist nicht mühelos entstanden, nicht das zufällige Produkt eines glücklichen Naturtriebes, sondern die reife Frucht eines durch das angestrengteste Streben in sich vollendeten und gebildeten Geistes.

Seine mehr persönlichen Stimmungen und Betrachtungen aus der Zeit, als der Quickborn entstand, lernt man am besten aus seinen hochdeutschen Gedichten, den „Hundert Blättern“, kennen. Diese sind aber auch noch in anderer Beziehung lehrreich. Unsere heutige blödsichtige Tageskritik, wie auch das große Publikum hat sie bei ihrem Erscheinen, wie zu erwarten war, ziemlich kalt aufgenommen, ja man hat sie sogar abschätzig beurtheilt. Zartgesinnte Seelen und feinere Kenner der Poesie und Musik urtheilen indeß ganz anders. Sie finden in diesen schlichten, einfach scheinenden Liedern im wesentlichen den Charakter Mendelssohnscher Musik, finden hier dieselbe Zartheit und das Elegische der Stimmung neben jener Präcision der Form, wie sie nur der ausgebildetste und bewußteste Kunstsinne zu geben vermag, und dieselbe Virtuosität vielleicht in noch höherem Maße in den Sonetten, einer Form, die, so oft sie gebraucht, fast auch mißbraucht und mißverstanden worden und in Wahrheit bisher unter uns nur von Platen mit dem rechten Geschick behandelt ist. Aber in der hochdeutschen Poesie hatte Groth Vorbilder genug, an denen er sich bilden konnte. Anders war es im Plattdeutschen. Hier mußte er so gut wie Alles, Ton und Sprache bis hinab auf die Orthographie, neu schaffen und

finden, wenn auch das Volkslied in seinen Ueberresten und ein Dichter wie der Schotte Burns ihm sein Ziel andeuteten. Es lassen sich auch im allgemeinen die älteren Stücke im „Quickborn“ noch leicht von den später entstandenen unterscheiden. Im Juli 1849 sind entstanden: „Min Annamedder“, „Dagdeef“, „De Melkbiern“, „Min Moder-spraak“, „Grotmoder“, etwas früher oder um dieselbe Zeit: „Schietkraet“ und „Hans Schander“, dann im März 1850: „Spaß“, „De Krautfru“, „Wihnacht'nabend“ und „Hanne ut Frankrik“, im Juli: „Peter Kunrad“ und „Dat Gewitter“. Man sieht, Groth erreichte den höheren Ton und Stil eher in der Erzählung als im Liede. Die Lieder sind noch meist in der derben, holzschnittmäßigen und zum Theil auch parodistischen Manier, wie die Versuche der Neuern in plattdeutscher Poesie durchweg, wenn auch die Grothschen Stücke wohl schon alles bisherige der Art hinter sich lassen. Doch in der „Annamedder“ und dem „Spaß“ erhebt sich die Parodie zur vollen Freiheit und Höhe des Humors. Beim nächsten Anlauf im Herbst (October und November) 1851 aber entstanden: „Min Jehann“, „Dat Döörp in Snee“, „Abendsreden“, „Min Platz vaer Daer“, „De Kinner larmt“, „Unruh Hans“, „Old Büsum“, „Herr Jehannis“ (diese drei an einem Tage), „En Breef“, „An de Maan“ und „De olle Harfenistin“. Endlich, als der Druck schon eingeleitet war und begonnen hatte, ja zum Theil noch kurz vor Schluß desselben, im März 1852: die vier letzten Familienbilder („Der Sonntagmorgen“ wahrscheinlich schon im Herbst vorher), „De Floth“, „Peter Plumm“, im Mai darauf: „Vaer de Gaern“, „Se lengt“; im Juni: „De Kumpelkamer“, im Juli: „Dat staehnt int Moor“, „Kaneeljud“, „Aptheker int Moor“, im August: „Dar weer en lütje Burdiern“, „Min Anna is en Kof“, „Dar geit en Bek“, „D wullt mi ni mit hebb'n?“, „He sä mi so veel“ (diese drei wieder an einem Tage) und „Wahr bi!“, im September: „De Fischtog na Fiel“, „Dat gruli Huus“, „De hille Gek“, „De Bokerstoc“ (in drei Tagen nach einander beendet), „Anten int Water“; zuletzt noch am 4. October „Hartleed“.

Zu Anfang Novembers 1852 ward die erste Auflage des „Quickborn“ ausgegeben. Der Verleger überraschte Groth selbst mit dem fertigen Buche; in den letzten Tagen des Octobers und den ersten des Novembers waren noch die fünf Lieder des „Leederfranz“, „Se is doch

de stillste“, „Berlarn“ fertig geworden, sie mußten jetzt bis weiter mit „Anten int Water“ und „Wahr Di“ für die etwaige zweite Auflage zurückgelegt werden. Und diese ließ nicht lange auf sich warten. Schon im Januar des nächsten Jahres war sie nöthig geworden, doch zog sich ihr Erscheinen bis in den Juli hin, so daß außer den genannten noch die „Dünjes“, eine ganz neue Art, die elegischen Lieder: „Hell int Finster“ zc., „Wenn de Lurk treckt“, „Int Holt“, „As ik wegging“, die Ballade: „De waat“ und die historischen Stücke „Ut de ol Krönk“ hinzu kommen konnten. Diese letzten hatte Groth auf Veranlassung seines neuen Freundes Müllenhoff, und, wie er sagte, diesem zu Liebe gedichtet. Beide, obwohl Landsleute, waren einander bis zum Erscheinen des Quickborn völlig fremd gewesen. Eine Anzeige des Buches von Müllenhoff in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und norddeutschen Zeitungen aber hatte bald nähere Beziehungen hervorgeufen, die für beide im Grunde gleich folgenreich werden sollten. Groth glaubte in der Anzeige zum ersten Male den Kern der Sache getroffen und sich selbst verstanden.

Für die zweite Auflage hatte Müllenhoff verschiedene Rathschläge und Bemerkungen mitgetheilt, die fortgesetzte Korrespondenz machte beiden ein näheres Beisammensein wünschenswerth, Groth mußte nothwendig endlich auch sein trauriges Exil auf Fehmarn verlassen. So machte er sich Mitte April 1853 mit seinem treuen Bruder Johann, der den Winter bei ihm gewesen, auf den Weg nach Kiel. Aber nur mit Mühe erreichte er Lütjenburg. Er blieb hier Monate lang todtkrank liegen, gepflegt und getröstet von seinem Johann, von Müllenhoff und Selle in den Pfingsten besucht. Erst in der zweiten Hälfte des August konnte Groth nach Kiel gebracht werden.

Ein Aufenthalt in Düsternbrook bis in den October, dann in der Stadt eine stille Wohnung und die liebevollste Pflege, das freundlichste Entgegenkommen auf allen Seiten, der Umgang mit seinen neuen Freunden und Bekannten — alles das wirkte wohlthuend und erhebend auf die Stimmung und das körperliche Befinden des Dichters, das, wenn auch nur langsam und nicht ohne wiederholte Rückfälle, unter dem Beistande eines einsichtigen Arztes, sich nach und nach besserte. Es konnten im Laufe des Winters die Arbeiten für die bevorstehende dritte Auflage des „Quickborn“ vorgenommen werden. Die Ortho-

graphie ward nach bestimmten Regeln geordnet, das Glossar ganz neu ausgearbeitet und die ganze Reihe der Gedichte einer genauen Revision und Feile unterworfen, so daß, wer sich die Mühe nimmt, die verschiedenen Ausgaben zu vergleichen, mancherlei Belehrungen und Genuß finden möchte, die neue Ausgabe, die wie die vorige in starker Auflage im Juni 1854 erschien, konnte mit siebenundzwanzig neuen Stücken ausgestattet werden, darunter die herrliche Reihe der „olen Leeder“, auf die das durch Müllenhoff veranlaßte erneuerte Studium des deutschen Volksliedes geführt hatte; nur „de Möller“, „Regenleed“ und „De Fischer“ sind älteren Datums, letzteres aus dem Herbst 1853. Inzwischen war auch die Auswahl der hochdeutschen Gedichte getroffen, die Sammlung revidirt und unter dem Titel: „Hundert Blätter, Paralipomena zum Quickborn“, im Mai bereits ausgegeben, eine Reihe neuer Sonette, bis jetzt ungedruckt, schlossen sich daran. Hatte Groth den Winter über noch wie ein Einsiedler in seiner Klausur gelebt, so konnte er jetzt mit dem wiederkehrenden Frühling schon weitere Spaziergänge unternehmen, nach und nach auch in verschiedene gesellige Kreise eintreten. Die Sommer- und gute Herbstzeit verlebte er abermals in Düsternbrook in Gesellschaft eines väterlichen Freundes aus Hamburg. Aber erst im nächsten Frühjahr fühlte er sich so weit gekräftigt, daß er ernstlicher an eine größere Reise, wie sie die Aerzte für ihn wünschten, und wozu ihm schon im Spätherbst 1853 königliche Huld die Mittel gewährt hatte, denken konnte. Nach dem Erscheinen der dritten Auflage des „Quickborn“ wurden zunächst die Vorbereitungen für die schon im Jahre vorher mit dem Verleger und mit Speckter verabredete illustrierte Ausgabe gemacht, zunächst also auf Müllenhoffs Vorschlag eine neue Anordnung des Stoffs, die Plan und Inhalt des Ganzen leichter übersehen und erkennen ließe, getroffen, dann auch versucht, durch eine durchgehende Verbesserung der Interpunktion und nochmalige Revision einzelner Stücke, dem Leser das richtige Verständnis zu erleichtern und zu sichern, auf welche Weise in der illustrierten Ausgabe namentlich „Kumpelkamer“, wie in der dritten Auflage „Unruh Hans“ gewonnen haben möchte. Zugleich aber wurde darauf Bedacht genommen, die Sammlung ihrem Plane gemäß zu vervollständigen und möglichst zum Abschluß zu bringen. Die Gnomik war bisher darin unvertreten. Es gelangen Groth wenigstens jetzt die

Briameln, durch die die illustrierte Ausgabe vermehrt werden konnte. Der Plan der Erzählung „Ut de Marsch“, als eines Gegenstücks zu den Familienbildern, war schon im Winter vorher besprochen und das erste Stück „Uennermeel“ bereits in die dritte Auflage aufgenommen; die übrigen im Laufe des Winters beendigt; den Stoff hatte der Grundlage nach Müllenhoff aus seiner Jugenderinnerung Groth zuerst in Lütjenburg mitgetheilt. Ungefähr um dieselbe Zeit hatte der Eichendorffsche Taugenichts den Dichter auch auf den Gedanken geführt, einen plattdeutschen in seiner Art ihm gegenüber zu stellen. So entstand im Winter 1854/55 die wunderbar einfache, und doch so unergründlich tiefe Erzählung „Detelf“, die schönste Verherrlichung des norddeutschen Volkscharakters; bald darauf auch die Novelle: „Zwischen Marsch und Geest“; beide die ersten größeren Versuche in plattdeutscher Prosa. Um aber durch diese Stücke im „Quickborn“ nicht „das Gewicht von den lyrischen Partien auf die erzählenden zu verschieben“ und das Buch nicht zu sehr anzuschwellen, wurde beschlossen, sie, vorläufig mit der eben vollendeten poetischen Erzählung „Ut de Marsch“ vereinigt, als eine Ergänzung des Quickborns besonders herauszugeben, und ihre Reihe später noch um eine ähnliche zu vermehren. Als die „Vertelln“ zu Ende April 1855 in Kiel erschienen, hatte Groth bereits seine Reise angetreten. Die zweite Auflage, die in wenigen Wochen nöthig wurde und zu Anfang Juli erschien, traf ihn in Pyrmont, die zu Anfang Dezember beendigte illustrierte Ausgabe des „Quickborns“ in Bonn.

Groth hatte im April Kiel verlassen und zunächst sich nach Hamburg zu seinem edlen Freunde Köster begeben. Undorhergesehene Aufregungen führten da noch eine schwere Krise herbei, die für den Augenblick, und wie es schien für lange Zeit, die Ausführung seines Planes unmöglich machte, Doch erholte Groth sich wider Erwarten schnell und sein Vorfaß zu reisen stand fester als je. Im Juni begab er sich über Hannover nach Pyrmont. Ein mäßiger Gebrauch des Brunnens kräftigte ihn, der anmuthigste Umgang hob seine Stimmung. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte konnte er in kleinen Tagereisen Bonn erreichen, wo er sich bald einbürgerte, im Verkehr mit Männern, die ganz Deutschland hochachtet und ehrt. Im September trat er dann in Begleitung seines Pflegers und Hausherrn, Prof. Böcking, seine Reise von neuem

an, den Rhein und die Mosel hinauf bis Trier, dann hinüber in den Schwarzwald; der Schauplatz der Dichtungen Hebels wurde besucht, in der Schweiz Basel, Zürich und der Vierwaldstädter See. Da stellte sich leider heraus, daß eine Fortsetzung der Reise für Groth ohne Begleiter unmöglich sein werde. So kehrte er für den Winter mit nach Bonn zurück, wo die gehaltenen körperlichen Anstrengungen sich bald in ihren Nachwirkungen für ihn als vortheilhaft erwiesen. —

Der Quickborn ist nicht nur eine der bedeutendsten Erscheinungen unserer neueren Litteratur, sondern der Litteratur überhaupt. Es ist damit eine That vollbracht, an deren Möglichkeit der Einsichtige zweifeln durfte; denn die Kluft, die in ganz Norddeutschland Gebildete und Volk trennte, ist durch ihn versöhnt und geschlossen. Der Quickborn geht nicht bloß unser ästhetisches Interesse an, sondern unser ganzes Leben. Daher liegt für jeden, der ihn näher kennen lernt, auch eine Anforderung vor, für ihn nach allen Seiten, so weit er kann, Propaganda zu machen. Der Quickborn wird das Bild norddeutschen Lebens nach Süddeutschland tragen und zum Heil der Nation die Tiefen desselben dort kennen lehren, wo sie so oft verkannt. Die That, die Groth vollbracht, wird nie verjähren, ihre Wirkung wachsen; möge die Gegenwart nicht vergeffen, wie viel er ihr geopfert!

---

Kurz vor dem Ende meines Großvaters sagte er mir von seinem Krankenbette aus: „Du hast eine so schöne Stimme, Du kannst so schön singen. Erfreue damit noch viele Menschen!“ Es war vielleicht das letzte Wort, das ich von ihm vernahm. Es fällt mir erst jetzt wieder ein. Wie sonderbar! Der Alte sah dabei aus begeisterten Augen. Musikalisches Interesse hatte er gar nicht. Klingt es nicht prophetisch?

In meiner Kindheit habe ich nur plattdeutsch gesprochen und das Hochdeutsche erst später als Schulsprache kunstmäßig erlernt. Meine Eltern und Verwandten, meine ganze Umgebung sprach nur plattdeutsch, auch der bessere Stand, soweit er mit uns in Berührung kam: als Beamte, Aerzte, Lehrer, Prediger; das einzige Wort Hochdeutsch vernahm man mündlich in der Schule und der Kirche. Mein Vater liebte das Plattdeutsche, er war stolz auf seine Landessprache; er würde sich nie dazu hergegeben haben, sogar auf eine hochdeutsche Anrede, eine andere Antwort als Plattdeutsch zu ertheilen. Ich war selbst überrascht und verwundert, als ich ihn bei Gelegenheit mit einem Süddeutschen in der hochdeutschen Schriftsprache verkehren hörte. Er sprach seine Mundart besonders schön und drang bei uns Kindern auf eine deutliche Aussprache. Zufällig wohnten in unserer nächsten Nachbarschaft verschiedene Familien aus andern niederdeutschen Gegenden: Pommern, Mecklenburger, Lauenburger, Hannoveraner, deren abweichende Mundart er gutmüthig zu bespötteln pflegte, so daß wir schon als Knaben ein ganzes plattdeutsches Dialektikon lebendig um uns her hatten und uns in der launigen Nachahmung der Nachbarn übten. Namentlich war mein zweiter Bruder stark darin, und ich erinnere mich einer verlegenen Scene: als er uns eine Vorstellung einer langen mageren alten Jungfer aus den Wilstermarschen zum besten gab, daß das Original unerwartet plötzlich hinter ihm stand. Auch höre ich noch den zornigen Verweis meines

Vaters gegen unsern Arbeiter: „Johann, du sprichst ja deine Sprache wie'n Schwein!“

Obwohl ich es nicht beweisen kann, so ist es doch wahrscheinlich, daß diese Eindrücke nicht ohne Einfluß auf mich gewesen sind.

Es ward damals bei uns unter dem Volk noch viel gesungen, was nun — schade genug — aufgehört hat, seit die ganze Welt musikalisch gebildet ward, der kunstmäßig mehrstimmige Gesang, das unter den meisten Händen menschenquälende Klavier und das noch schrecklichere Drehharmonium das eigentliche Volkslied verdrängt und den lauten fröhlichen Mund der frohen Jugend geschlossen haben. Damals sangen die Kinder auf dem Schulweg, der Pflugtreiber auf dem Pferd, das Milchmädchen unter der Kuh, die Köchin am Herd. Es kam keine Gesellschaft zusammen, wo nicht zeitweilig gesungen ward. Man machte sich Liederbücher, in welchen man die beliebtesten Gesänge sammelte und aufschrieb. Ich selbst begann früh nach dem Vorbilde eines Müllers, dessen schöne Schrift mir besonders gefiel, ein solches anzulegen, und lernte dabei sowie beim Anhören schier alle deutschen Volkslieder kennen, in einer Vollständigkeit, die mich später selbst überrascht hat. Da ich dann als gelehrter Mann die vielen gedruckten Sammlungen derselben von Erk, Hoffmann, Simrock u. A. in die Hände bekam, waren mir wenige Lieder neu oder ganz unbekannt.

Auf mich machten diese Lieder, nicht nur der Text, oft auch die Melodie einen bleibenden, häufig bezaubernden, ja überwältigenden Eindruck, einen so dichterischen — wie ich nun sagen darf — daß ihm kaum etwas von dem später Gelesenen an die Seite tritt. So erinnere ich mich noch, daß ich eine Reihe von Herbsttagen hindurch an der Seite eines lieben, etwas schwerhörigen Mädchens mit andern Helfern Kartoffeln auslas, die der wackere Vater ausgrub. Dabei sang sie schier ununterbrochen fort mit leiser Stimme, meist wehmüthige Liebeslieder, und einzelne davon, wie z. B.: „Es spielt ein Graf mit seiner Dirn“ oder „Ich stand auf hohem Berge“, kann ich noch in meinem Innern mit demselben Schauer hören, mit welchem sie mich damals durchdrangen. Ich sang mich auch bisweilen selbst in tiefe Erschütterung hinein, z. B. mit dem schönen Lied von Schubart, das er für die nach Afrika verkauften württembergischen Truppen zum Abschied vom deutschen

Vaterland gedichtet hat: „Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!“ Einst wanderte ich zur Sommerszeit allein durch's Feld, als mich beim Singen dieses Liedes ein so tief nachempfundenes Heimweh ergriff, daß ich schauderte und mich ängstlich nach Menschen umsah. Ein andermal kam ich im Winter bei Glatteis vom Krämer, mit Waaren beladen und einer Flasche in der Hand. Da fand mich der gute Vater schluchzend vor der Hausthür stehen; doch schämte ich mich so sehr über meine Empfindsamkeit, daß ich auf seine freundliche Frage, was mich betrübe, verlegen antwortete, ich wäre gefallen. Natürlich kam dann wohl aus seinem Munde der Trost, daß es doch so arg nicht wäre, da die Flasche ganz geblieben war; doch schluchzte ich nun erst recht noch eine Weile fort.

Auch Lieder in Mundart drangen zu uns: schwäbische, bayrische, tiroler, selbst schweizer mehr oder minder genau. Manchmal mußte Vater helfen, so gut er konnte, wenn ich etwas nicht verstand.

Eigentlich poetische, plattdeutsche Lieder gab es damals garnicht oder — sagen wir lieber — nicht mehr, außer vielleicht einzelnen Brocken. Nichtsdestoweniger hatte ich für das wenige, das vorhanden war, eine besondere Vorliebe. Die ausdrucksvolle, obgleich meist nüchterne Wahrheit, welche in der Volkssprache liegt, traf mich schon damals. Ich behielt alles, auch jedes Bruchstück, unvergeßlich in meinem guten Gedächtniß, und diese Bruchstücke sind mir später von großem Werthe, ja mehr als Hebel und Burns — wie man durchgehends meint — Vorbild gewesen, als ich nach neuen Formen in Reim und Rhythmus suchen mußte, da die alten verloren oder unbrauchbar waren, weil die plattdeutsche Sprache, besonders die ditmarscher Mundart, seitdem verändert war und namentlich viele Endungen abgeworfen hatte. Meine Vorgänger im Neu-Plattdeutschen: J. H. Voß, Bornemann, Bärmann, waren hochdeutschen Wegen gefolgt und darum für mich nicht zu gebrauchen.

Einstmals, ich mag 12 Jahre alt gewesen sein, übersetzte ich ein hochdeutsches Lied in's Plattdeutsche. Auf etwas von litterarischem Werth war es dabei nicht abgesehen, es hatte einen rein praktischen Zweck. Ich brachte es nämlich einem Spielgenossen bei, eines Nachwächters Sohn, den ich als natürlichen Untergebenen bisweilen verwandte — denn wir fühlten uns, wir, Kinder von Hartwig Groth! — und bewog ihn durch einen Schilling, es am Abend unsern Kameraden vorzusingen, damit es gelernt und gesungen wurde wie andere Lieder.



Ich kann nicht leugnen, daß ich ehrgeizig einen Erfolg erwartete und mich im Voraus freute; doch weiß ich nicht, ob mein Werk mehr als einen succès d'estime davongetragen hat. Die erste Strophe lautet übrigens:

„Des Morgens, wenn ik fröh opstah,  
Denn gah ik ut to segan,  
De Junges schriegt: de Döwel kumt!  
Un lopt mi ut den Wegen.“

Diese Uebersetzung eines Schornsteinfegerliedes ist also meine erste dichterische Arbeit in plattdeutscher Sprache.

Unter meinen Spielgenossen war ich als Erzähler beliebt. Was ich vortrug, das weiß ich nicht mehr, außer dem einen oder anderen Abenteuer aus 1001 Nacht; wie ich dazu kam, ebenso wenig. Gelesen hatte ich weder Märchen noch Sagen; mein Vater hatte einen Abscheu vor allem, was ihm nach Aber- oder Hexenglauben schmeckte.

Es mag etwa im Jahre 1842 gewesen sein, daß ich einem Jugendfreunde, der nun schon in Berlin studierte, eindringlich vorstellte, welcher Schatz in der plattdeutschen Sprache verloren zu gehen drohte. Ich legte ihm meine eigene Stimmung dar, so daß er ausrief: „Schreib das doch alles auf und laß es drucken, da es noch Zeit ist, auf daß den Leuten die Augen aufgehen.“ Doch ich antwortete: „Das würde garnichts helfen und nutzen. Das würden ein paar Gelehrte oder Gebildete lesen, und damit wäre die Sache aus. Erfolg könnte eine solche Auseinandersetzung erst haben, wenn sie auf eine That fußen könnte: Schriften in der Muttersprache, durchschlagende, ein Kunstwerk, Gedichte die jedermann lesen würde. Dann würde das andere folgen und mithelfen.“ Und so etwas dachte ich mit der Zeit zu liefern.

Durch Marcus Petersen, Pfarrer in Tellingstedt, dem Geburtsort meiner Mutter, lernte ich neben einer Masse anderer Dichtungen Tegners Frithjofs saga im schwedischen Urtext, die altdänischen Kaempviser (Kampflieder), altnordische Sagas in der Ursprache, die Sammlung englischer und schottischer Balladen von Walter Scott und Chambers, Jean Paul, G. L. A. Hoffmann, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh sowie Grimms Mythologie kennen; besonders denke ich dabei an Hebel. Ich denke noch an den Tag als einen der wenigen, wo

man bis ins Innere erschüttert wird. Es war im Hochsommer. Ich hatte die zwei Meilen von Heide aus einsam zurückgelegt und langte erhitzt in Tellingstedt an. Ich wandte mich sogleich zum ersten Haus rechts, da wohnte der Pastor, sagte ihm kurz Gutentag, kündigte meinen Besuch auf den Nachmittag und Abend an und erbat mir ein Buch, um mich bei meinem Vetter, der in meiner Mutter Stammhaus wohnte, zu erholen. Dann wandelte ich mit dem Buche, das mir der Pastor unter den Arm gesteckt hatte, an der Kirche vorbei dem bekannten Hause am Mühlbache zu, ging, nachdem ich den Vetter begrüßt, ins kühl überschattete sog. Comtor, mein gewohntes Zimmer, legte mich aufs Bett und las. „Die Wiese“ las ich, oder nein, verschlang ich, las mit einem Rausch von Entzücken, wie mir noch kein dichterisches Kunstwerk verschafft hatte. Das war Fleisch von meinem Fleisch, das war Duft, wie Blumen duften aus einer höheren Welt, das war Verklärung des Wirklichen, Greifbaren, Sichtbaren durch die Macht der Dichtung. Damit war mein Loos beschlossen. Es trieb mich durchaus nicht zur Nachahmung an, doch mein Traumbild war Wirklichkeit geworden, ich luftwandelte darin.

Mein Pastor fiel mir nicht lästig mit ausforschenden Fragen, er gab weder Rathschlag noch Ermahnung, er ließ mich gewähren. Dafür danke ich ihm noch ins Grab.

Marcus Petersen reiste bisweilen zu Versammlungen des damals thatsächlich sehr einflußreichen Mäßigkeitsvereins nach Kiel. Der Pastor erzählte mir von einer solchen Reise unter Anderm, daß ein Schuhmacher aus Heide, Namens Dancker, auf der Versammlung gesprochen hatte. „Denkt nur“, sagte der Pastor, und seine Augen glänzten, seine Stimme erhob sich, „ein einfältiger Schuhmacher sprach kräftig und zwar plattdeutsch! Wenn ich solch eine Rede schriftlich hätte, ich würde sie in Gold fassen.“ Ich kannte die Danckers sehr wohl, es waren Nachbarn meiner Eltern, baumstarke Leute, nur, und besonders der genannte, am leidenschaftlichen Trunk erschlaft. Mir war es gar kein Wunder, daß dieser Mann aus eigener Erfahrung von dem Unheil sprechen konnte, das der Branntwein anrichtete, noch weniger, daß er es plattdeutsch gekonnt hatte, da die Macht und Schönheit desselben mir bereits bekannt waren. Dadurch wurde ich verleitet, das Geheimniß zu brechen, in welches ich mein Thun und Streben hüllte;

die Begeisterung meines Freundes öffnete mir gewaltsam die Lippen, und ich antwortete ihm: „Sie haben mir wohl einmal zu verstehen gegeben, daß Sie nicht wüßten, lieber Herr Pastor, was ich eigentlich vorhätte, wohin mich meine Arbeiten führen sollten; jetzt will ich es Ihnen sagen: So etwas will ich Ihnen einmal schreiben.“

Da sagte mein Freund, ich weiß nicht, ob erschrocken oder verstört: „Sie wissen, was ich von Ihnen denke; ich habe es Ihnen früher gesagt, da ich weiß, daß es Ihnen nicht schaden wird: Sie können viel, vielleicht alles was Sie wollen; nur das können Sie nicht; dazu sind Sie zu gelehrt, zu voll von Sprachkunst, nicht einfältig genug!“

Er hatte später Gelegenheit, diese seine Worte zu prüfen, der gute Pastor. Von Fehmann aus schickte ich ihm durch meinen Freund Selle den „Peter Kunrad“, dessen Held er ist. „Dat bün ik! Ja, he kann't!“ lautete nun sein Urtheil.

Hätte jener Vorfall sich nicht ereignet, so würde ich jetzt selbst nicht wissen, seit wann ich Pläne fürs Plattdeutsche in mir herumgetragen habe, wie ich sie später ausgeführt habe; unbestimmter Natur waren sie auf jeden Fall.

Mein Vater störte mich nicht mit neugierigen Fragen in der Arbeit. Eine befriedigende Antwort hätte ich ihm auch nicht geben können. Einmal allerdings, als er vom Sonnabendsmarkt heimkehrte, wo er Einkäufe für seine Mühle gemacht hatte, sagte er, daß ein Bekannter ihn gefragt, was ich denn eigentlich vorhätte. Sein Bericht lautete wörtlich: „Ich antwortete, er möge Dich selbst fragen, ich wüßte es nicht und verstände es auch nicht.“ Und da ich nichts antwortete, war die Sache abgethan, und ich konnte ungestört fortarbeiten.

Nur einmal sagte mir mein Vater, kurz bevor ich wirklich zusammenbrach: „Klaus, das geht nicht, mein Sohn. Du bringst dich um. So'n Arbeiten ohne Erholung kann kein Mensch ertragen.“ Ich antwortete ihm: „Lieber Vater, es mag wahr sein. Aber ich bin wie ein Mann, der über einen Graben springen will. Ich nehme just den Anlauf, und will eben den Springstoß ansetzen, da ruffst Du mir zu: Halt an! das geht nicht. — Hinüber komm' ich, vielleicht todt, aber das muß seinen Willen haben.“ Kopfschüttelnd antwortete er mir: „Du mußt es wissen!“

Mein Vater hatte die Windmühle gekauft, die unsern Fenstern gegenüber in einem Garten hübsch und malerisch lag. Ich hatte sie 1824 erbauen sehen, hatte dort manchen Tag gespielt. Jetzt hörte ich oft in der Nacht, wenn ich arbeitete, meinen Bruder mit schöner Stimme von dorthin unsere Volkslieder singen. Das erweiterte Geschäft gab eine Reihe neuer Beziehungen und Verhältnisse zu Menschen und Dingen. Mein Bruder hatte in seiner stillen Weise eine eigenthümliche poetische Lebensanschauung in sich ausgebildet. Mit voller Sicherheit eines Mannes hatte er seinen Kreis beschränkt und suchte und fand in demselben Glück und Zufriedenheit. Er war heiter, humoristisch und fast keinen Mittag saßen wir, damals vier große Brüder und eine Schwester, bei dem Alten am Tisch, ohne daß eine Menge von drolligen Bemerkungen, Beobachtungen über Menschen, lebensvolle Mittheilungen aller Art unsere Mahlzeit zu einem Feste machten. Ich habe niemals wieder so klare, gesunde Urtheile über Leute, so tiefe Blicke in ihr Treiben und Denken aussprechen hören, wie damals. Ich habe gefunden, daß größere wissenschaftliche Bildung durchschnittlich wieder den Blick für die reale Welt trübt, eine Menge Vorurtheile entstehen läßt, namentlich den Stolz, der immer gleich mit den Dingen fertig ist, eine Ueberschätzung der Formen des Ausdrucks und Verkehrs, der darüber den Gehalt vergift. —

Ich war schon als Kind sehr gern bei den Geschwistern meiner Mutter zum Besuch gewesen. Der Unterschied zwischen „Marisch“ und „Geest“ in unserm Ländchen, der sich ebenso sehr auf die Menschen, als auf den Boden erstreckt — es ist der Unterschied von Alluvium und Diluvium — weckte schon damals die Aufmerksamkeit. Ich war am liebsten auf der Geest, in Tellingstedt, wo drei Onkel von mir wohnten. Hier habe ich am Mühlbach, am Teich, im Schatten der Erlen, die frohesten Spiele gespielt, die heitersten Träume geträumt. Aus Dank dafür spielen fast alle meine erzählenden Gedichte in Tellingstedt. Die Marisch hat wegen größeren Reichthums und Fruchtbarkeit einen vornehmen Anstrich. In einem Flecken in derselben Entfernung nach Westen, wie Tellingstedt nach Osten, wohnten zwei Onkel von mir. Dort in Wesselburen, dem Geburtsorte Hebbels, war es mir fast zu reichlich an allem Guten, selbst die Pracht der Wiesen und Aecker, wenn das Grün rein emporquoll und die Blumen strotzten, übermannte mich fast. Dazu

der unendliche Himmel, Deich und Meer und die großen Gestalten, die davon ihr Gepräge erhalten.

Durch meine naturwissenschaftlichen Studien bekamen meine Streifereien durch Moor und Marsch, durch Wald und Haide, einen neuen Inhalt. Die lieben stummen Gespielen meiner Kindheit wurden jetzt meine Vertrauten; wie zu alten Bekannten, deren Wohnungen einem unvergeßlich sind, wanderte ich übers Feld, von hier oder dort eine Blume zu holen. Mehr als je wurde mir jedes Fleckchen meiner theuren Heimath reich und lebendig.

Mein Großvater war einmal an einem Abend, da ich als Knabe mit ihm auf dem Felde gearbeitet hatte — es war auf Dubenhaide, dem wildesten Theil des Heider Moores — mit mir an einen Platz gegangen, wo eine sehr wohlriechende Blume in der Haide stehen sollte. Ich hatte eine handvoll *Narthecium* gepflückt, Nachviolen, wie wir das niedliche gelbe Blümchen nannten. Wir fanden richtig die weiße Blume, über deren Wohlgeruch wir beide viel sprachen, und gewiß sei es eine sehr heilsame Pflanze und was dergleichen mehr. Später nun habe ich an derselben Stelle nachgesucht, ich fand die Blume nicht; ich habe gesucht mit dem Eifer und der Trauer um einen verlorenen Schatz; ich wußte die Stelle auf dem Raum einer Quadratruthe, die Blume schien vom Erdboden verschwunden. Erst nach Jahren fand ich sie weit davon in einem Walde. Ich fiel darüber her, wie über einen wiedergefundenen Liebling. Ich erkannte sie sogleich. Ich würde laut geweint haben, hätte ich nicht zufällig an einen ähnlichen Vorfall gedacht, den Rousseau in seinen „Confessions“ erzählt. Es kam mir wie eine Nachahmung vor und ich zwang deshalb meine Thränen. Die Blume war eine Orchis, *Gymnadenia odoratissima*.

Ich suchte die Pflanzen nicht als fremde Dinge. Sie waren mir eigentlich alle bekannt. Die Physiognomie des Moores, der Haide, des Wiesengrüns wurde durch sie bestimmt und gestaltet. Wo das Wollgras wuchs, die Wasserkolben, die graue *Cin-raria*, dahin wagte sich nur vorsichtig der Fuß, um das Nest einer Grasmücke zu suchen. Die wohlriechenden Kräuter der trocknen Haideflächen hatten mich oft in der Mittagshitze umbuftet.

Was hatte nicht meine Zunge geschmeckt: den weichlichen Geschmack des Lindenbastes, wenn wir Flöten machten, den Zuckerstoff in

den Kniegelenken der Gräser, die bittere Rinde der Altkirsche. Jetzt wanderte ich mit meinem Buche wie an der Hand eines Freundes, der mir alle alten Bekannten wieder zeigte, nach Ort und Charakter beschrieb; und sie hielten still und sie sträubten sich nicht und waren unverändert, ungealtert.

Neben der Beschäftigung mit der Natur und Naturwissenschaft zogen mich von je her, und namentlich auch als Lehrer, sprachliche und litterarische Studien an. Ich habe mich durch wissenschaftliche Studien geübt, einen Satztheil wochenlang ununterbrochen fest im Auge zu behalten. Das war bei der Unbiegsamkeit der ungeübten Volkssprache sicherlich nöthig. Ueber meine Thätigkeit als Lehrer widmete mir unlängst ein damaliger Colleague in Form eines Aufsatzes eine Zuschrift, die als liebevolles, wenn auch allzu freundliches Urtheil hier stehen möge, zumal andere Quellen fehlen.

„Als Lehrer war er bedeutend und seiner Zeit vorausgeeilt. Ich stand damals  $\frac{3}{4}$  Stunden außerhalb der Stadt, wurde aber auch bald nach Heide befördert, verkehrte viel mit den Lehrern in Heide, wozu auch Klaus Groth gehörte, hospitierte in seiner Schule und er inspizierte wieder in meiner Schule mit befreundeten Collegen und freute sich, wenn er auch auf dem Lande Collegen fand, die ihn verstanden. Und mir brachte der Verkehr mit ihm schöne Stunden, da man von ihm stets lernen konnte. Es war damals eine erregte Zeit auf dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik, wo mit dem alten Herkömmlichen gebrochen und in neue Bahnen geleitet wurde. Namentlich war es der deutsche Unterricht, der bisher nach Adelung, Heinsius &c. betrieben. Mit dieser alten Sprachschule sollte gebrochen und das Neue nach Wurst, Becker und Kellner Platz greifen. Um mit Diesterweg zu reden: „Das Beste war uns für die Schule eben gut genug.“

In dieser Zeit war es, als der Herr Generalsuperintendent zur Kirchen- und Schulvisitation Ditmarschen bereifte und auch nach Heide kam, wo unser Colleague Groth seine Schule vorführen sollte. In den beiden Mädchenoberklassen war damals Fachsystem, wo Groth in beiden Klassen deutsche Sprache und Stilistisches hatte, die seine Fächer waren. Der Herr Generalsuperintendent wünschte deutsche Sprache, und zwar über die 10 Wortklassen, wie es nach der alten Lehrweise

üblich war. Das aber paßte unserm Groth nicht, der längst nach Beckers Sprachsystem unterrichtete. Er bat um ein Lesestück, welches er sprachlich behandeln wollte. Der Herr Visitator war damit nicht einverstanden, sondern verlangte die 10 Wortklassen. Groth ärgerlich, ließ seine Mädchen das Gesangbuch nehmen und Nr. 87 den ersten Vers: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“ von einer Schülerin laut vorlesen, welches in einer ausgezeichnet schönen, verständnißvollen Weise geschah. Und nun wurde der Vers erst sachlich erklärt und dann ging es an das sprachliche Zergliedern der Satztheile, wobei die Wortlehre auch ihre Berücksichtigung fand. Jedoch dauerte die Zeit dem Herrn Generalsuperintendenten wohl zu lange, ehe die Wortlehre an die Reihe kam, wollte unterbrechen und sagte: „Wortl . . .“, als der Propst seine Hand sanft auf den Arm des Superintendenten legte und sagte: „Wollen sich Erw. Magnificenz nicht noch ein wenig gedulden, er wird schon darauf kommen, denn Herr Groth leistet auf diesem Gebiet etwas Ausgezeichnetes.“ Ich stand dicht hinter diesen Herren und konnte jedes Wort deutlich hören. Kaum, daß der Herr Generalsuperintendent weiter dem Unterricht zuhörte, so sagte er: „Das ist gut, das ist ja ausgezeichnet; das ist mir noch nicht vorgekommen. Wo ist der Mann her?“ — War das nicht eine große Anerkennung? Es war eine Freude, einer Unterrichtsstunde in seiner Klasse beizuwohnen. Die Schüler hörten mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Wort des Lehrers und gaben sich ganz dem Unterricht hin. Wo das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler so ist, wie es sein muß, da konnte der Erfolg nicht ausbleiben, daher stand zu der Zeit auch die Heider Mädchenschule sehr hoch, wie ich sie kaum später wieder so gesehen habe. Wenn nun der Lehrer eine solche Unterrichtsstunde hinter sich hatte, so war er nicht nur, sondern auch die Schüler sehr mitgenommen, was die glühenden Gesichter zeigten, und bedurften beiderseits einer kurzen Erholung. Unser Groth pflegte dann auch wohl manchmal ein Viertelstündchen in der frischen Luft in den Anlagen sich zu bewegen, währenddessen den Schülern eine weniger anstrengende stille Beschäftigung gegeben worden war. Wenn Groth eine Stunde unterrichtet, so hatte er wohl auch das geleistet, was Andere kaum in zwei Stunden geleistet hätten.

Wie oft haben mir die Mütter von meinen Schülern, die Groths

Schüler gewesen, in meiner langjährigen Lehrerthätigkeit von ihrer Anhänglichkeit an ihren früheren Lehrer mit Begeisterung erzählt. Ja, Groth war ein ganzer Lehrer, wie er nicht oft vorkommt! —

Damals herrschte in Ditmarschen, wie auch später, ein reges Conferenzleben in der Lehrerwelt, wo theoretische und praktische Fragen aus der Schule mündlich und schriftlich verhandelt, wie auch Lehrproben abgehalten und von den Mitgliedern der Conferenz beurtheilt wurden. In diesen Versammlungen ging es dann öfter recht lebhaft her, wo unser junger thatkräftiger Held zuweilen eine recht scharfe Rezensierklinge führte, die nicht Jeder so recht vertragen konnte.

In der Rechenmethode war Lehrer Saß in Altona als der Reformator aufgetreten, dessen Fahne wir folgten, und alle jüngern Lehrer saßen als Schüler zu seinen Füßen, wozu auch unser Groth gehörte, der mit eintrat in die Reihe der Kämpfer für Saß' Denk-rechnen. Auch im sozialen Leben war unser Groth an seinem Platz. In der Liedertafel war er Wortführer, weil er in jeder Hinsicht das Zeug dazu hatte. Zum großen deutschen Sängersfeste in Würzburg wurde von der Heider Liedertafel ein Quartett entsendet, wo unser Groth unsere schleswig-holsteinische Fahne hochgetragen, welche dort von der großen Zahl der deutschen Sangesbrüder sympathisch begrüßt wurde, so daß die Zeitungen davon berichteten.

Und auch dem Bürgerverein, der jede Woche seinen Versammlungsabend im Landschaftlichen Hause hatte, widmete Groth seine Kraft und hat in demselben viele gediegene Vorträge gehalten aus den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, namentlich aus der Naturwissenschaft, die von allen intelligenten Mitgliedern mit großem Interesse gehört wurden. Er stand daher auch bei allen Mitgliedern des Vereins in hohem Ansehen. Das wäre so in aller Kürze die Wirksamkeit unsers verehrten Quickborn'dichters in seiner Vaterstadt." —

Auf Fehmarn, wo ich nach rücksichtsloser Uebersarbeitung Kräftigung suchte, entstand der „Quickborn“.

Quickborn nannten unsere Alten Orte an perennierenden Quellen. „Quickborn“, sagt Neocorus, der plattdeutsche Geschichtschreiber, in seiner Chronik des Landes Ditmarschen, der damaligen kleinen einzigen noch übrigen deutschen Republik im Westen von Holstein, zwischen Elbe und

Eider, im 17. Jahrhundert, „Quickborn hefft sinen Namen von dem schönen Springe (von dem schönen Springquell) de to Süden (Süden) daran Dag un Nacht lopt (läuft) wo hart it frust (wie hart es auch friert)“.

Es bedeutet also eigentlich einen lebendigen Born, eine aufsteigende Quelle, einen Jungbrunnen.

Das Adjektiv „quick“ ist dasselbe, das im Worte Quicksilber, hochdeutsch Quecksilber (gleichsam lebendiges Silber), und ähnlichen Zusammensetzungen vorkommt. Im Englischen heißt dasselbe Wort quick lebendig, rasch, flink.

Ich hatte zehn Jahre in Vorbereitung, Studien mannigfachster Art und wirklicher Ausarbeitung meiner Gedichtsammlung, fünf Jahre davon in vollständiger Einsamkeit auf der genannten kleinen Ostseeinsel Fehmarn gebraucht. Ich wußte sehr wohl, was ein treffender Name für eine solche eigenartige Sammlung für einen Werth hat. Seit mein alter Freund und Landsmann, der berühmte Kanzelredner Klaus Harms, der später das Vor- und Fürwort zu meinem „Quickborn“ geschrieben, sein vortreffliches Volks- und Schullesebuch „Gnomon“ herausgegeben, kam mir der Anfang seines Vorwortes nicht aus den Gedanken: „Man liebt kurze Büchertitel“.

So ging ich denn ernsthaft auf die Suche nach einem kurzen Titel für mein Buch. Wie ich das angestellt habe, würde unter den Lesern nur diejenigen interessiren können, die etwas Aehnliches vorhätten. Nur so viel sei ihnen mitgetheilt, daß es schwerer war, als sie sich wohl denken, nachdem ihnen das Ergebnis in zwei Silben vorliegt. Als Beweis der Schwierigkeit habe ich viele Jahre einen großen Foliobogen aufbewahrt, der sich vielleicht noch unter meinen Papieren findet, der ganz bedeckt ist mit versuchsweisen Titeln, mit vorhandenen, die mir einfielen oder die ich aufstößerte, und mit Nachahmungen solcher für meinen Zweck. Endlich blieb ich an dem schönen alten Worte „Quickborn“ hängen und hatte nur das eine Bedenken dabei, daß man den Titel vielleicht als anmaßlich ansehen würde: man denke: ein Dichter wagt es, sein Erstlingswerk einen Jungbrunnen zu nennen! Aber ich beschwichtigte meine Zweifel und Bedenken mit dem Gedanken, daß die wenigsten Leser überhaupt nachdenken und die allerwenigsten die Wortbedeutung der seltsamen Bezeichnung ahnen würden. Dann kam mir doch jedenfalls die Kürze und der seltsame Klang zu Nutzen: man be-

hielt den Titel im Gedächtniß. Ich hatte Recht. Unter Hunderten von Lesern schlug auch kaum einer im Glossar nach, um die Bedeutung des Wortes zu erfahren. Denn selbst nähere Freunde und geborene Plattdeutsche, Landsleute von mir haben mich zu Duzenden gelegentlich gefragt, was eigentlich „Quickborn“ besage.

Aus Vorsicht schrieb ich doch noch an Klaus Harms um seine Meinung. Der aber war mit meiner Titelwahl gar nicht einverstanden. Ganz im Gegensatz zu seiner im „Gnomon“ geäußerten Ansicht über kurze Büchertitel schlug er mir vor, meine Sammlung zu benennen: „Ditmarschen, as et sprickt un wrickt, levt und wevt“ oder so ungefähr und äußerte als Hauptbedenken gegen den „Quickborn“, daß die Leser dabei an unser Dorf in Ditmarschen denken würden.

Nachdem ich mir das überlegt hatte, blieb ich doch bei meiner Wahl. Denn, sagte ich mir, wie viele kennen wiederum das Dorf Quickborn? Und was schadet's, wenn sie denken, der Titel rühre daher? Also so kam mein Buch zu seinem Namen, der ihm nicht geschadet hat.

Nun will ich aber noch gestehen, daß ich selbst allerdings einen Nebengedanken an das Dorf Quickborn in Ditmarschen bei der Wahl des Namens hatte. Mein Vater Hartwig Groth in Heide war der einzige von einer Reihe Brüder nachgebliebene Sohn meines Großvaters Klaus Groth. Der wiederum war einziger Sohn meines Urgroßvaters, welcher eine Bauernstelle im Dorfe Högen in Norderditmarschen besaß. Von ihm und seinem Bauernhose hörte ich nur noch erzählen, u. a., daß auf der Hofstelle ein Eichbaum gestanden von einer Größe, daß in seinem hohlgewordenen Stamm ein Schweinekoben eingerichtet gewesen. Der Baum war endlich morsch geworden und gefällt, hatte aber in Stamm und Nester soviel Holz geliefert, daß davon dem Urgroßvater ein Abnahme- (Altentheil-) Haus gebaut worden war.

Nur bis soweit zurück konnte ich meine Ahnenreihe ohne Seitenzweige verfolgen. Auch Ur- und Urgroßvater scheinen einzige Söhne gewesen zu sein. Aber es ging die Sage, daß die Groths ihren Ursitz in Süderditmarschen gehabt hätten. Es kamen auch in meiner Knabenzeit, allerdings ganz selten einmal, Verwandte unseres Namens zu Wagen auf einen Tag Besuch daher, die mit besonderer Auszeichnung empfangen wurden.

Bei dieser Gelegenheit hörte ich dann die Namen „Quickborn“

und „Bokholt“ (Buchholz), denn daher kamen sie, und ich habe erst später die Vermuthung gewonnen, daß dort die Wiege meiner Ahnen gestanden. Das erzählte ich, nach Erscheinen meines Buches, meinem alten Freunde Klaus Harms, der auch Müllerssohn aus Süderditmarschen war. Ich wünschte natürlicherweise Gewißheit über diese meine Vermuthung.

Er nun erzählte mir eines Tages bei einem meiner Besuche bei ihm in Kiel: „Ich bin in Quickborn gewesen, lieber Freund, habe dort noch einmal wie in der Heimath Sonntags gepredigt. Ja, ich alter blinder Mann habe noch einmal die Kirche unter Wasser gesetzt.“ Er konnte wohl mit seinem gewaltigen ganz originellen Wort auch Steinharte zu Thränen rühren. „Da habe ich auch in den Kirchenbüchern nachsehen lassen, ob ein Groth etwa aus Quickborn oder Bokholt ausgewandert und nach Högen verzogen sei. Es ist aber nichts zu finden, die alten Kirchenbücher sind bei der Eroberung Ditmarschens durch die Dänen und durch Feuerbrünste vernichtet“.

Von meinen Vorfahren über den Ururgroßvater hinaus habe ich also nicht die Spur einer Nachricht; der Krieg hat sie verwischt. Nur unser Name Groth, de Grotten, mag besagen, daß wir, wie noch meine Söhne, ein Hünengeschlecht gewesen nach Ditmarscher Art.

Was nun den Inhalt des „Quickborn“ betrifft, so will ich doch wenigstens noch der Schwierigkeiten gedenken, die ich in formeller Beziehung zu überwinden hatte. Mühsam mußte ich mir das Instrument schaffen, auf dem ich spielen wollte. Namentlich der Wegfall der meisten weiblichen Reim-Endungen sowie die vorwiegende Preisgabe des gewohnten fünffüßigen Jambus bedingten einen kunstvolleren Strophenbau, für welchen ich außer bei Platen in Byrons Werken Studien machte.

Dennoch vermag ich keineswegs im Formellen, und auch in der Schönheit nicht — auf deren Erreichung ich viel Gewicht legte — das eigentliche Wesen meiner oder überhaupt der Poesie anzuerkennen. Meine Gedichte und Erzählungen entspringen fast ausnahmslos dem Leben und den Empfindungen, mit welchen ich es betrachtete; Gedanken wollte ich nicht sowohl ausdrücken als Gefühle.

Auch sonst kam ein Gedicht oft erst nach vielen Ansätzen zustande, z. B. „Min Jehann“; lange schaute ich einen solchen Stoff vor meinem geistigen Auge, ehe es mir gelang, ihn völlig objectiv zu fassen und

alles Subjective und Zufällige auszuschneiden. Nach der Arbeit aber fühlte ich eine Erleichterung von der Angst, in der ich geschaffen hatte.

Anfang 1852 las ich in Gervinus' Litteraturgeschichte den Abschnitt über Hebel; mir war, als hätte er von mir gesprochen. Ich sandte darum an Gervinus einen Theil meines Manuscriptes und erhielt einen Brief, dessen Haupttheil gleich nach den Einleitungsworten dahin lautete: „Sie brauchen weder Klaus Harms noch mich. Ihre Gedichte werden sein wie die Dase in der Wüste.“

Diesen Brief von Gervinus empfing ich an einem kalten März-morgen des Jahres 1852. Ich brach ihn auf und las die ersten Zeilen. Dann fiel er mir aus der Hand. . . Ich saß wie versteinert, weinte nicht, jubelte nicht, saß vielleicht zwei Stunden. Mein ganzes Leben zog lebendig an mir vorbei; wie ein Vorhang fiel es von meinem innern Auge und ich sah nun erst, wie ich ohne eigentliche Hoffnung, ohne Erwartung, dem dunkeln Drange überlassen, ins Grenzenlose gelebt und gestrebt hatte. . .

Da ging eine Thür: mein Freund kam aus der Schule. „Bitte, nimm auf und lies!“ das konnte ich herausbringen und nun erst hörte ich den Inhalt vollständig und vergewisserte mich durch Selle's Gegenwart, daß es keine Sinnestäuschung, kein Traum war.

Hätte ich Gervinus' Brief auch nur fünf Jahre früher in Händen, d. i. eine Zukunft vor Augen gehabt, wer weiß, was geschehen wäre. Wozu jetzt die Anerkennung, vielleicht der Kranz, der den Dichter schmückt?

Der erste Brief, welchen ich, noch auf Fehmarn, von einem berühmten Manne nach Erscheinen des „Quickborn“ erhielt, rührt von keinem Geringeren als Alexander von Humboldt her. Er schrieb mir, daß ihm im „Quickborn“ alles verständlich sei und zu Herzen spreche. In einem seiner spätern Briefe hieß es unter Anspielung auf meine Verse: „Es ist nach 2 Uhr und tiefe Nacht; die ganze Welt ist still und löpft. Sie sehen, ich werde sentimental und dramatisch.“

Mein Freund Selle, bei dem ich wohnte, war in einem kleinen Flecken auf Fehmarn Organist und Schullehrer, ein Mann, der schon, bevor er das Lehrerseminar mit mir in Tonbern besuchte, Gymnasialbildung genossen hatte, aber verhindert war, die Universität zu besuchen.

Er las mit mir schier alle europäischen Sprachen, wir lasen zusammen die ganze klassische Literatur der Italiener und Spanier, des Winterabends gewöhnlich ein Hauptstück aus Virgil. Dänisch und Schwedisch hatten wir schon auf dem Seminar gelesen, englische und französische Werke bekamen wir kistenweise aus der Hamburger Leihbibliothek von Daeß, ferner entliehen wir Bücher aus der Universitätsbibliothek in Kiel und von dem freundlichen Buchhändler Klose daselbst. Wissenschaftliche und philosophische Studien lagen meinem Freunde weniger nahe, auch fehlte ihm die Zeit, obgleich er, als unverheirathet, fast unmittelbar nach seinen Amtsverrichtungen sich mit mir ans Buch setzte. Was ich damals in fünf Jahren alles gelesen habe, das würden wohl vier Pferde nicht ziehen können. Ich las noch einmal Goethes und Schillers Werke und vollständigen Briefwechsel, so weit er erschienen war, alle deutschen Dichter der neueren Zeit, geschichtliche und philosophische Werke, wie Schlosser und Macaulay, Schleiermachers Plato-Üebersetzung, alles was zur Philosophie gehörte, möglichst im Urtext, wie Spinoza, Cartesius, die englischen und deutschen Philosophen, soweit ich sie nicht kannte, mitinbegriffen, Werke wie Whewell's Geschichte der inductiven Wissenschaften, Heinrich Ritters 12 Bände Geschichte der Philosophie, Karl Ritters 14 Bände Erdbeschreibung, die Geschichte der Chemie von Kopp, die Chemie von Graham-Otto, die technische Chemie von Knapp, die „Epochen“ von Apelt, hunderte Bände Reisebeschreibungen in allen Sprachen, Grimms Grammatik in 4 Bänden, Dubois-Reymonds schwieriges Buch über thierische Electricität, — um einiges zu nennen, denn ein großer Theil wäre noch aufzuzählen, um die Liste zu vervollständigen.

Dabei unternahm ich selbständig eifrige pflanzen-anatomische Beobachtungen, kannte Schleidens großes Werk „Grundlagen einer wissenschaftlichen Pflanzenkunde“ ganz genau, so daß ich sehr wohl als Professor der Botanik hätte angestellt werden können. Diese Studien theilte Selle.

Von Natur jedoch war Selle Tonkünstler. Wenn er es nicht zu einem weitklingenden Ruhm gebracht hat, so liegt die Schuld an den Verhältnissen, die ihm nicht den geeigneten Raum und Freiheit gönnten. Einen geachteten Platz hat er allzeit eingenommen und sich bei bescheidenem Sinn darin glücklich gefühlt. Ich darf mich berühmen, daß ich, seit ich ihn verließ, nicht nachgelassen habe, für ihn das Wort zu führen, alsdann auch, daß ich ihn ermunterte und veranlaßte, einige meiner

Lieder zu komponiren. Und der Ruf dieser Lieder hat bewiesen, daß ich mich nicht in ihm getäuscht habe; denn seine beiden Feste Quickbornlieder werden besonders auf dem Lande noch immer am meisten gesungen, vorwiegend von Leuten, die nicht vermuthen, wer sie gemacht hat, ob schon seitdem ein viertelhundert deutsche Komponisten sich an denselben Texten erprobten und ihre Lieder drucken ließen.

Wie eingewurzelt übrigens das Vorurtheil gegen die plattdeutsche Sprache war, wie man sie für alles eigentlich Schöne ungeschickt hielt, davon giebt auch Selle's ursprünglicher Begriff als Komponist den Beweis, und ich führe dies an, weil man es jetzt als allzeit selbstverständlich ansieht, — und nicht bedenkt, daß dieser Zustand errungen werden mußte und daß ich dafür in die Bresche gesprungen bin. Meine Gedichte schätzte mein Freund wohl werth, aber daß man plattdeutsch singen könnte, war ihm lange nicht einzureden, bis daß er es endlich erprobte. —

Als ich zu weiterer Erholung nach Kiel kam, bereiteten mir Freunde einen herrlichen Empfang. Ich fand eine vollständige Einrichtung für ein behagliches Junggesellenheim vor. So gut dies gemeint, so gut es eingerichtet war, will ich nicht leugnen, daß meine Empfindungen beim Anblick von so viel Geschenken etwas gemischt waren; ich fühlte mich einigermäßen gedrückt und gedemüthigt dabei. Ich hatte bisher niemand etwas zu danken als dem gütigen Gott und meinem Vater; das andere hatte ich alles selbst erobert und gewonnen, ganz allein, durch Aufopferung meiner Jugend und meiner Kraft: zum ersten mal fühlte ich etwas von Abhängigkeit und dachte gewiß auch daran, daß die Groths aus Ditmarschen zu einem stolzen und ungewöhnlichen Geschlecht gehörten! Doch es war nichts dagegen zu thun, es war gut gemeint, und ich bezeugte sonder Widerstreben meinen Dank.

Professor Karl Müllenhoff kam nun in Kiel von October 1854 bis April 1855, regelmäßig Schlag 5 Uhr Abends zu mir und ging um 7 oder 8 fort. Hier arbeiteten wir besonders an der Feststellung der plattdeutschen Grammatik und Orthographie. Es muß einmal gesagt werden gegenüber den Naturalisten, die von einer wissenschaftlichen Arbeit gar keine Vorstellung haben. Wer von ihnen über plattdeutsche Orthographie mitsprechen will, muß erst Müllenhoffs Vor-

rede gelesen haben, ein Meisterstück in wenigen Seiten, worin aber eine lange hingebungsvolle Arbeit von zwei Männern steckt.

Bisweilen, wenn ihm etwas besonderes im Sinne lag, erschien Müllenhoff auch Mittags nach seiner Vorlesung. Ich hörte und erkannte bereits seinen Tritt auf der Treppe. Mit dem Blick des Kurzsichtigen trat er ins Zimmer und war mitten in der Soche. Zu Zeiten handelte es sich um einen Stoff, dessen poetische Behandlung er mir vorschlug, wie das „Bispill“.

Während dieses Kieler Aufenthaltes trat eines Morgens im Garten plötzlich das Bild von Matten Has' vor meinen Geist. Ich nahm mein Notizbuch, um das Gedicht niederzuschreiben, als ich plötzlich mitten in der Arbeit die Hausthür hörte. Herr Gott, wer kommt da? der macht das Gedicht zuschanden, das auf jeden Fall jetzt gut geworden wäre! In meiner Angst hockte ich mich am äußersten Ende des Gartens nieder, dichte und schreibe, als ob es das Leben gelte, sehe die Gartenthür sich öffnen, meinen langen mageren Freund Rehbenitz mit dem sonderbaren Malerhut erscheinen, die Treppe herabsteigen, die Gartenwege langsam absuchen und, als er endlich vor mir stand, steckte ich, von Angst befreit, das Notizbuch ein, mit der Ueberzeugung, etwas gemacht zu haben, das nicht vergehen soll, so lange die Sprache lebt, in der es geschrieben ist.

Ich ward natürlich durch allerlei Berühmtheiten, auch durch einfach Neugierige aufgesucht. Wenn sie mich nicht aufgriffen, sondern sich anmelden ließen, schlug ich meistentheils ihren Besuch ab, denn ich hatte nichts davon, und sie auch nicht. Wenige nahmen mich einfach wie ich mich gab, wie ich war und sie mich fanden. Schon meine äußerliche Erscheinung stimmte selten zu dem Bilde, das sie sich von einem plattdeutschen Dichter gemacht hatten, und meist konnten sie ihre Enttäuschung nicht verbergen. Oft wurden Fragen an mich gerichtet, die mich völlig beleidigten.

In solcher Stimmung verweigerte ich auch einmal dem guten Eckermann, Goethes getreuem Freund, den Zutritt. Doch er fing mich außer dem Hause auf, und ich war schnell durch seine Liebenswürdigkeit bezwungen. Das war nun einmal ein Mann, der mich wirklich begriffen hatte. Noch höre ich seine heisere Stimme — er war erkältet —, rauh wie ein Rabe, und sehe seine kleine drollige Figur.

Durch die Brille blickte er zu meiner schmalen, riesigen Gestalt empor, als mäße er mich ab, und sagte: „So groß war der alte Herr!“ — so nannte er Goethe. Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Art von Empfang ganz sonderlich traf oder schmeichelte. Er bedurfte seinerseits nicht mehr der Entschuldigung, welche er vorbrachte: daß er mich sehen und sprechen müßte!

Als er dann mit einem Seufzer ausrief: „Wenn der alte Herr doch noch Ihren Quickborn erlebt hätte!“ da war ich bis ins Herz gerührt. Es war mir, als spräche der Dichtersfürst selbst mir seinen Beifall aus. Mich durchzitterte die geistige Nähe des Mächtigen, den ich über alles verehrte. Zum ersten Mal traf ich einen Lebenden an, der Goethe persönlich gekannt, ja mit ihm in täglichem Verkehr gelebt hatte. Man kann sich denken, wie ich ihn ausfrug über Dinge, die man nicht weiß oder vernimmt, wenn man auch, wie ich, die ganze Goethe-Literatur kennt. Und wie gern erzählte der treue Alte einem so begeisterten Zuhörer wie mir! Ich frug besonders nach Dingen betreffend das tägliche Thun und Treiben Goethes, über Gang und Stimme, Manieren u. s. f. —

Bald darauf in Hamburg war es, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Kreis von wirklichen Schriftstellern kennen lernte, Litteraten, Männer, die von der Feder lebten. Ich muß ihre Liebenswürdigkeit gegen mich, den allezeit etwas schwächlichen, zurückhaltenden Einsiedler, aufs höchste rühmen. Robert Heller, Wale-  
rode, Moriz Hartmann und einige andere holten mich dann von Zeit zu Zeit für eine Bootfahrt auf der Alster nach Uhlenhorst ab, daß ich ihnen wahrhaftig dankbar war und blieb, so wenig ich es damals oder später habe zeigen und äußern können.

Dies war ein ganz anderer Schlag von Ritzern des Geistes als die mir befreundeten Kieler Professoren. Es waren keine eigentlichen Gelehrten, aber Leute reich an Wissen und Lebenserfahrung. Als Moriz Hartmann auf solcher Fahrt ganze Scenen von Shakespeares Dramen aus dem Kopfe vortrug, stand ich erstaunt. Robert Heller steckte voll Anekdoten. Alle kannten eine Anzahl dichterische, litterarische Berühmtheiten persönlich und erzählten davon. Es war verlockend genug für einen Neuling wie mich, der plötzlich in diesen Kreis als Bruder aufgenommen ward. Moriz Hartmann kam damals gerade noch

leidend aus dem Krimkrieg von Konstantinopel zurück und erzählte gern von seinen Erlebnissen. Auch der eingezogene *Walesrode* mußte bei Gelegenheit mit seinen Erfahrungen als politischer Agitator vor 1848 und dafür Gefangener auspacken. So bereicherte ich auch hier meine Menschenkenntniß auf behagliche Weise.

Von Hamburg reiste ich nach Pyrmont ins Bad. Dann lebte ich mehrere Jahre in der Musenstadt am Rhein. In Bonn ging ich sogleich zu *Otto Jahn*, ward aufs herzlichste empfangen und fühlte mich sogleich heimisch bei ihm. Nach einer Stunde lebendigen Gesprächs über unsere gemeinsame Heimath — *Jahn* war aus Kiel —, nach Abstattung der Grüße von seinen Verwandten, wandelten wir zusammen die Koblenzerstraße entlang, die ich von nun an ein paar Jahre täglich, zu ihm hin, durchwandern sollte; wir gingen zu Professor *Eduard Böcking*, der eins der vornehmsten und schönsten Häuser in einem großen Garten an der Flußseite der Koblenzerstraße, dicht neben *Ernst Moriz Arndt*, bewohnte. Er war ein wohlthuirter Mann, Witwer, allein mit zwei alten Mädchen in dem geräumigen Haus. Es war, wie ich später einsah, wohlbedacht von *Müllenhoff*, den Rath zu geben und die Vorsorge zu treffen, daß ich sogleich bei *Böcking* Unterkommen suchte, welches ich denn auch fand.

*Böcking* war ein ebenso gelehrter Sprach- wie Rechtskenner und dadurch mit *Müllenhoff* bekannt, vielleicht befreundet. Genug, wir gingen schnurstraks zu ihm mit dem Ersuchen, mir ein paar Zimmer zu vermieten. Ich gefiel ihm. Er räumte mir gern zwei nette Zimmer im obersten Stockwerk ein, welche ich sogleich Abends bezog. Meine Wohnung bot einen entzückenden Ausblick auf den Rhein und das Siebengebirge. Die Zimmer waren eigentlich in einem Thurm gelegen, deren das Haus zwei hatte, den andern bewohnten im Laufe der Zeit wochenlang nach einander *Moriz Haupt*, der berühmte Sprachforscher, damals Universitätsprofessor in Berlin, und später der noch berühmtere Verfasser des „Leben Jesu“, *David Friedrich Strauß*. Eine Thür führte auf das platte Dach, wo ich oft, durch eine Brustwehr geschützt, mein Frühstück einnahm. Schon gleich sagte mir *Böcking*, daß ich rechts unter mir in den Garten von *Ernst Moriz Arndt* blicken konnte. Die Wohnung war freilich etwas theuer; doch können schon die erwähnten Umstände zeigen, welche Vortheile damit verknüpft waren. Da mir

im Winter die Zimmer zu kalt wurden, zog ich nach unten zu dem inzwischen befreundeten Hausherrn in die bel-étage, wo wir fast Thür an Thür in den engsten Verkehr traten.

Vorerst ging ich zu Dahlmann. Ich mußte ihm die Grüße von dem Bruder seiner ersten Frau, dem Statsrath Prof. Dr. Hegewisch aus Kiel, bringen. Er war mehrere Jahre Professor an der Kieler Universität gewesen; auch seine zweite Frau war eine Kielerin. Da gab es also genug zu erzählen. Dabei war Dahlmann als Herausgeber der alten plattdeutschen Chronik des Landes Ditmarschen von Neocorus mit meinem engsten Vaterland in seiner Volkssprache vertraut, er selbst ein geborner Plattdeutscher, der auch schon in der Vorrede des Neocorus eine Lanze für die Erhaltung der Mundart gebrochen hatte, „eine der Stammsprachen der Deutschen“, wie er sie als Geschichtskundiger richtig benannt hatte.

Wo er wohnte, wußte ich schon, nahe meiner Wohnung und dem alten Zoll. Sogleich beim ersten Vorbeigehen hatte ich, durch ein Gartenstacket blickend, eins der schönsten Kindergesichter wahrgenommen, das mit den Händen die Sprossen fassend und mit großen, wunderbar dunkeln Augen träumerisch nach außen blickte. Dies Gesicht war mir durch Photographien bei Hegewisch wohl bekannt. Es war Dahlmanns Enkelin. Auf meine Frage erzählte sie mir, daß Papa (Großvater) hier wohne. Mein Empfang bei Dahlmann und Frau war der eines lang erwarteten Freundes.

Mein nächster Besuch galt dem alten Arndt. Höchst gespannt war ich, den Mann kennen zu lernen, welcher die vaterländischen Lieder gedichtet hatte, die ich schon als Kind auswendig gelernt. „Nehmen Sie sich in Acht“, sagte Otto Zahn, „der Alte hat die Beintheorie; wenn ihm Ihre Beine nicht gefallen, dann sind Sie verloren“. Und mit den meinen war bei ihrer Magerkeit und Länge wahrlich kein Staat zu machen! Doch was half's? Es mußte gewagt werden.

Es war Böcking's Nachbargarten, in den ich über einen Steg hineinging. Ein regelrechter Fußpfad führte unter Obstbäumen nach dem einsamen Häuschen. Die Bäume, wußte ich, stammten zum Theil aus Holstein, es waren Gravensteiner Apfelbäume, wie ich mit Kennerblick bemerkte. Frau Hegewisch hatte sie geschenkt.

Und da stand ich vor dem Alten! Ehrerbietig beugte ich mein

Haupt vor dem seinen. Was war an Lieb' und Leid darüber hingegangen! Die Gestalt von mittlerer Größe war etwas gebeugt, das weiße Haar spärlich, das Gesicht runzelig. Aber die Augen schossen Blitze, der Mund sprach, schon bevor er einen Laut hören ließ; der Händedruck, mit dem er mich willkommen hieß und in's Zimmer zog, war von Eisen. Dann saßen wir auf dem kleinen Sofa, auf dem wir später so oft gegessen haben, und Vater Arndt — denn ein Vater war er mir — war des Lobes und der Liebe so voll, daß ich die Beintheorie vollständig vergessen hatte, bis er in seiner Manier, die ich schon durch Anstoßen an meine Ellenbogen mit Schmerz kennen gelernt hatte, plötzlich mit der Faust auf mein nächstes Bein schlug und rief: „Das sind nun doch mal ein paar gehörige lange Ditmarscher Beine! Ja, mager müssen wir sein und bleiben! Wie sollte es passen, wenn wir ein Bäuchlein hätten!“ —

Auch den berühmten Philologen Welcker besuchte ich, der schon nach der ersten Begrüßung auf mein Haupt seinen Zorn gegen Prof. Müllenhoff entlud, weil dieser einen nach seinem Urtheil verdienstlichen Kollegen angegriffen. Das mußte ich natürlich geduldig und bis zum Ende schweigend anhören — er sprach in langen Perioden, durch Hüfteln unterbrochen, so daß man fürchtete, er werde den Faden verlieren, den er indeß nie verlor, so wenig wie seine Ueberzeugung, die er so langsam, ernst, unerbittlich aussprach, wozu diese Manier vollkommen paßte! Dann erwiderte ich doch, daß ich für Müllenhoffs Grobheiten nicht verantwortlich sein könnte, so sehr ich mit ihm befreundet und ihm Dank schuldig wäre. Aber da es nun mal in dem erzürnten Alten kochte, so floß seine Bitterkeit über gegen die neuen Sprachforscher, Germanisten, Sommler, welche meinten, wenn sie irgend einen klappernden Vers oder Reim aus dem Volksmund aufgefangen, daß sie einen Schatz entdeckt hätten, der bei Sophokles und Anakreon nicht zu finden sei, — Leute, die nicht einmal Platen künnten oder ihn verachteten.

Das galt also mir, von dem er augenscheinlich nichts wußte, als daß ich mit Müllenhoff irgend ein Buch im Volkston oder der Volkssprache herausgegeben hätte! Man kann sich vorstellen, in welchem sonderbaren Zustand und welcher Stimmung ich mich bei diesem unerwarteten Empfang befand. Aber ich war kein Neuling mehr in solcher Lage: meinen Zorn verstand ich zu bezwingen, da ich sehr wohl

begriff und unter dem langhinsfließenden und sich an Zorn steigenden Redestrom Zeit genug hatte einzusehen, daß ich bei einer jetzt nothwendigen Vertheidigung den Vortheil behielt. Denn sprechen konnte ich auch, um so mehr, da ich herausgefordert war. Ich setzte also dem alten Herrn rasch und scharf auseinander, daß er mich garnicht treffe, da ich mit ihm ganz übereinstimme, sowohl was die Achtung und Bewunderung der classischen Formen für die Dichtkunst betreffe, als auch namentlich in der Bewunderung Platens, von dem ich für meine eigene Kunst mehr gelernt hätte als von irgend welchem andern deutschen Dichter, Goethe nicht ausgenommen. Zum Beweise, daß ich Platen kenne, forderte ich ihn auf, mir zu sagen, was ich ihm augenblicklich von Platen hersagen sollte, und wären es seine 50 himmlisch schönen Sonette auf Venedig. Das half. Es ging mir fast noch besser als bei Arndt mit der Veintheorie. Wir schieden als Freunde, und Welcker ist mir Freund bis an sein Ende geblieben.

Karl Simrock war unter den Bonner Professoren der erste Rheinländer, den ich kennen lernte. Ein sehr behaglicher Mann, voll von Witz und Schnurren, scherzhaft und launig. Er war ein unermüdlicher Wanderer und Bergsteiger, mit dem ich die erste Tour auf den Drachenfels und das Siebengebirge unternahm, er zu Fuß, ich auf einem Esel.

Ich war entzückt durch die schöne, mir, dem Kinde der Ebene, ganz neue Gebirgsgegend und ebenso durch meinen liebenswürdigen Begleiter. Auch habe ich später hin und wieder an seinem gastfreien Tisch gefessen. Doch traten wir uns nicht eigentlich näher. Seine unermüdliche Thätigkeit als Uebersetzer von alt- und mittelhochdeutschen Gedichten u. dgl. war mir als eine litterarische Lohnarbeit unsympathisch, und an seinen eigenen Gedichten fand ich nicht Geschmack genug, um ihm auch nur ein billigendes Wort darüber zu sagen. Bei meinen gelehrten Freunden galt er ebenfalls nur als Liebhaber und nicht recht gleichwerthig. Erst später hat er sich durch unermüdlichen Fleiß einen geachteten Rang als Germanist erworben, so daß er mit großen Ehren begraben wurde. Seine Sammlungen, Kinderreime, Erzählungen, Sagen u. s. w. werden sein Andenken wach erhalten. Mir war er ein lieber, dienstfertiger Freund.

Frauen, wenigstens junge, wahrhaft schöne oder geistreiche Frauen

fehlten in diesem Kreise. Das fällt mir erst jetzt so ein. Otto Jahns Gattin war im Irrenhaus, Böckings Frau jung gestorben — „eine wunderbar schöne Frau!“ rief der alte Arndt mehrmals aus, als er sich nach meinem Wirth erkundigte, „eine der schönsten Frauen!“ — Dahmanns Gattin kränkelte und starb während meines Aufenthaltes — „eine romantische Norddeutsche“, wie der gute Arndt mit Empfindung bei ihrem Grabe ausrief. Dann kamen auf Besuch Moritz Haupt als Wittwer, David Strauß von seiner Frau geschieden. Und die übrigen von unserm gewöhnlichen Umgang: Welcker, Behr, Cremer, Dietrich u. a. waren Junggesellen. Das gab unserm Verkehr einen eigenen Charakter, etwas Herbes, worunter ich litt. Auch mußte ich unter vier Augen all die Seufzer, bisweilen auch Thränen ertragen, welche die Entbehrung des Lebensglücker manchem von diesen geprüften Männern entlockte, denn ich war der stille Vertraute von Allen, — und niemand frug nach der Herzenswunde, die mich zum Dichter gemacht hatte . . .

Otto Jahn war unter so vielen Geistreichen der Geistreichste. Er war schlagfertig, aber keineswegs streitlustig, wo es indessen die Wahrheit und seine Ueberzeugung galt, unerbittlich geradeaus und doch nie beleidigend, gutmüthig über alles. Ohne Gnade war er gegen Lauheit und eingebilddete Schwäche: „Junge Leute müßten arbeiten, Männer wenn nöthig streiten; Wissenschaft und Kunst, Wahrheit und Schönheit, Ehre und Ansehen verlangten Opfer!“ so habe ich ihn mehr als einmal Studenten und jungen Freunden ohne Gnade vorhalten hören. Er hätte sich selbst als Vorbild und Muster hinstellen können. Er hat sein Lebenlang gearbeitet, als ginge es ums Leben.

Nach ihm überfällt mich bisweilen eine lebendige Sehnsucht, obgleich ich sonst nicht wünsche, die Vergangenheit auß neue durchzuleben — ich habe zu viel gelitten —, nach seiner erquickenden erhebenden Gegenwart, seinem belebenden Gespräch, seinem idealen Wesen. Jahn war mehr als gütig gegen mich, nachgiebig gegen meine Schwächen und Schwachheiten, gegen die Eigenarten und Eigenschaften eines Mannes von meinem ungewohnten Entwicklungsgang. —

Schmeicheleien waren übrigens unter uns nicht in Gebrauch. Ohne Aufrichtigkeit hätte unsere Freundschaft nicht so beständig sein und bleiben können, denn sie wahrte bis in den Tod. Wie innig, das mag ein kurzes Wort von Jahn ausdrücken, welches er betrübt, aber entschlossen

bei meiner ihm angekündigten Abreise von Bonn aussprach: „Ich sehe es ein, geh nur, heirathen können wir uns doch nicht.“ Und dann begleitete er mich nach Hamm in Westphalen, wo sein Bruder Bürgermeister war.

Böckings mächtige und interessante Persönlichkeit hatte sich nicht ganz so klar entwickelt wie beispielsweise die von Dahlmann; er war nicht frei von einigen Schlacken, von Schwächen. Sein Troß hatte einen Beigeschmack von Ehrsucht. Er war leicht gekränkt, er war eifersüchtig auf seine Freundschaft und seine Freunde. Man mußte darum im täglichen Umgang mit ihm bisweilen vorsichtig sein, auch wohl einmal, wenn man dessen nicht gewärtig war, ein Donnerwetter ruhig über sich ergehen lassen. Jedermann wunderte sich darüber, wie es mir möglich sei, Jahre lang mit ihm ohne Streit unter einem Dache zu leben. Es war nicht allzeit leicht, es kostete mich zu Zeiten Opfer; aber aufrichtige Liebe, Dankbarkeit und Anhänglichkeit, auch Mitleid für den durch das Schicksal geprüften Mann ließ mich gern dulden, was manchen verzweifelt gemacht haben würde. Doch sah er auch wohl später seinen Fehler ein und ließ es sich gefallen, wenn ich ihm ernst und ruhig sagte: „Wenn Sie so sind, Böcking, dann ist mit Ihnen nicht auszukommen.“

In dem Kreise dieser hohen Herren ging es scharf her. Von Duldsamkeit gegen Mittelmäßigkeit, Ohnmacht, Scheingröße in Wissenschaft und Dichtkunst war keine Rede. Für sie bestanden nur „Götter und Schweinehunde“, wie jemand einst spottend, doch nicht unwahr anmerkte. Der scharfe Ton war durch Lachmann zuerst angeschlagen und dann auf seine Schüler, darunter auch Theodor Mommsen und Karl Müllenhoff übergegangen und wohl gar bis aufs Katheder gedrunken. Im täglichen Verkehr hielt er aber die Gesellschaft frei von unwahrem Schein und allen Elementen, die nicht von gleichem Gehalt waren. Mir schadete er auf keinen Fall, weil er mein Urtheil schärfte und aufs beste rein hielt. Doch waren auch unter uns einige von fröhlichster und ausgelassenster Natur, und kamen wir einmal ins Scherzen und Neckten, so war das Ende nicht abzusehen.

Hier bleibe nicht verschwiegen, daß mir von allen Berühmtheiten aus Böckings Kreis Strauß am wenigsten sympathisch war. Seine

Stimmung war bitter, er war karg in Worten, nicht geeignet für ein behagliches Gespräch, schnellfertig in seinem Urtheile über ästhetische Dinge, so daß eine Besprechung, eine Widerlegung unmöglich wurde. Dazu hatte er die uns allen fehlende Gewohnheit, Abends ins Bierhaus zu gehen, wohin auch selbst Böcking gegen seinen Willen oft mitgenommen ward.

Welcker dagegen pflegte uns wohl in kleiner ausgelesener Gesellschaft bisweilen Abends auf ein Mahl in seine Wohnung einzuladen, nicht nur zum Essen und Trinken, sondern auch zu einem geistigen Genuß; denn mit seinen reichen Anlagen verband er die anschaulichsten Kenntnisse.

Ganz anders war der Umgang mit Arndt; was sein freundliches Haus mir bot, war mir nicht minder werth zur Erweiterung meines Gesichtskreises: auch schon durch den großen Abstand von Jahren zwischen uns, durch sein Wesen und seinen Charakter. Er war kein Gelehrter im Sinne meiner anderen Freunde, doch vor allem ein Mann der That, auch in seinen Liedern. Er hatte auf Leben und Tod mitgewagt und gekämpft gegen die Fremdherrschaft, gegen den Erzfeind Napoleon. Er hatte mitgelitten in der erbärmlichen Demagogen-Verfolgung, von 1819 an, Amt und einen angenehmen Wirkungskreis eingebüßt. Jetzt war er ein hoher Achtziger, ungebeugt und nicht verbittert und — trotz der erneuten Reaktion nach 48, wo er in der Paulskirche mit getagt, ja zu der Abordnung gehört hatte, die Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbot — voll Hoffnung auf bessere Zeiten. „Kaiser und König wird kommen: das werden Sie noch einmal erleben, Kind!“

Diese Zuversicht auf den Ausgang fand ich übrigens bei allen alten Herren, welche die Zeit von 1806—15 mitdurchlebt hatten, derweil wir Jüngeren den Kopf hängen ließen.

Doch fehlte es Arndt ebenso wenig am rechtmäßigen Zorn gegen die Träger und Leiter der damaligen Regierung, besonders in Preußen. Bisweilen schon am frühen Morgen, wenn ich auf meiner Dachplatte von Böckings Haus frühstückte, hörte ich Arndts zornige Stimme in seiner mir benachbarten Laube höchst unparlamentarische Ausdrücke über König und Regierung ausstoßen, was mir bewies, daß er schon Besuch von einem Freunde empfangen hatte.

Schier alle meine Freunde aus den unvergeßlichen Bonner Tagen sind dahingegangen. Möge über ihre Gräber hin mein Dank noch Ausdruck finden!

Ich lebte in Bonn von 1855—56. Die dortige philosophische Fakultät ernannte mich zum Ehrendoktor. Inzwischen hatte ich meine Kinderlieder geschrieben, die ich in eine neue Auflage des „Quickborn“ aufnehmen wollte. Otto Zahn rieth, sie mit Zeichnungen von Ludwig Richter besonders herauszugeben. So pilgerte ich denn in die Stadt der Buchhändler, Leipzig, und dann weiter nach Dresden, wo Richter wohnte.

Bei Härtel (Breitkopf und Härtel) stieg ich in Leipzig ab. Dort traf ich eine sehr interessante Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellern, so den Philosophen Hartenstein, die drei Brüder Weber, deren einer um die Erfindung des elektrischen Telegraphen verdient ist, andererseits besonders Gustav Freytag.

Gern entsinne ich mich besonders einer Mittheilung Freytags: „Sie haben einen unbekanntem Freund — Theodor Mommsen.“ Ich sagte, daß mich diese Freundschaft sehr ehre, und Freytag erzählte weiter, daß ihn Mommsen mit rühmendem Hinweis in Breslau gefragt habe: „Kennen Sie den Quickborn?!“ Mommsen schickte mir alsbald den ersten Band seiner römischen Geschichte mit den Widmungsversen:

Zerstreut von bösen Winden,  
Fremdling in Land und Stadt,  
Es wird uns ewig binden  
Das alte liebe Platt.

Die Heimath ist zerشلagen,  
Der edle Stamm verdorrt.  
Die lieben Klänge tragen  
Wir mit dem Herzen fort.

Es reicht dem Stammverwandten  
Der Landsmann seine Hand.  
Es grüßt den Musikanten  
Ein andrer Musikant.

In Dresden verkehrte ich besonders in der Familie des Professor Ehrhardt sehr freundschaftlich. In weiten Kreisen der Schriftsteller und Künstler fand ich freundliche Aufnahme.

Der Buchladen von Arnold in der Schloßstraße bildete einen

Anziehungspunkt für mich. Dort sah ich einst einen kleinen freundlichen Herrn mit großem Kopf eintreten, nach hinten gehen, dann wieder nach vorn an mich herantreten. „Ihr seid ja Klaus Groth!“ — „Und Sie“, antwortete ich, „sind Berthold Auerbach.“ — „Warum kommt Ihr nicht zu mir?“ Ich entschuldigte mich aufrichtig, betonte, daß ich seine ersten Sachen auf Fehmarn mit Verehrung gelesen, daß es in meiner Absicht gelegen, ihn aufzusuchen, nur daß ich mich nicht gern herandrängte. „Wir mußten uns ja treffen“, versetzte er, „wir bohren von verschiedenen Seiten an einem Tunnel.“ Dann erkundigte er sich, ob ich den Titel seines neuesten Werkes „Barfüßle“ nicht zu süßlich fände. Als wir zusammen fortgingen, klagte er in weinerlichem Tone, seine Frau sei krank, deshalb müsse er eine Besorgung machen, auf der ich ihn begleiten solle. Ich denke, er wird mich in eine Apotheke führen, er aber kaufte — ein paar Strümpfe! Und das der Dichter des „Barfüßle“! fuhr es mir unwillkürlich durch den Sinn. Freytag fragte mich später: „Hat's Barfüßle Sie gut behandelt?“ Auerbach war in der That äußerst liebenswürdig, nur sprach er gern von sich selbst.

„Das schadet nicht, er bleibt doch ein Urwald von Poesie“, meinte Otto Ludwig. Dieser selbst befand sich scheinbar in sehr gedrückter Lage; eine Grüblernatur, ein Rigorist. Zu einem ungezwungenen Verkehr kam es trotz mehrfacher Besuche zwischen uns beiden nicht.

Einen freundlichen, schlichten, doch vornehmen Herrn fand ich im Grafen Baudissin, meinem Landsmann, dem berühmten Uebersetzer Shakespeares, dessen Frau später einige meiner Lieder componirte. Zu meinem Dresdener Verkehr gehörten ferner Otto Roquette, Rietschel, der damals stöhnend am Goethe-Schiller-Denkmal für Weimar arbeitete, die Maler Bendemann, Schnorr v. Carolsfeld, Ludwig Richter, der jetzt für meine Gedichte zeichnete, u. a. Guzkow habe ich nie aufgesucht, seine litterarische Physiognomie war mir unsympathisch. Auch Dawson fand ich nicht sympathisch.

Als einen Mittelpunkt muß ich besonders den Montagsclub der Litteraten nennen. Hier erzählten Auerbach und ich um die Wette Anekdoten, er zierliche, ich derb holsteinische. Eine davon gefiel meinem Konkurrenten besonders: „Hört, Klaus Groth, die müßt ihr mir verkaufen.“ Als Preis versprach er eine Flasche Champagner. Es wurde an die

Unterjacke erinnert, welche die Brüder Schlegel unter einander gegen einen Wiß eingetauscht hatten.

Es war ein schöner Herbst, mit dem mein Dresdener Aufenthalt begann. \* Trotz eines Anfalls von Typhus fand ich viel Wohlgefallen an der dort verlebten Zeit. Auch hier arbeitete ich viel.

Im Sommer 57 trieb es mich heim. „Ich will in Holstein sein, wenn's wieder losgeht,“ warf ich den mich zurückhaltenden Freunden entgegen. Noch unternahm ich eine Reise nach Thüringen. In Weimar nahm man mich besonders freundlich auf, der Großherzog sandte mir eine Einladung nach seinem bei Eisenach gelegenen Schloß, — die mich indeß erst in Kiel, meinem nunmehrigen Wohnsitze, erreichte. Ich freute mich über die Verspätung, denn ich gehe nicht gern auf die Schlösser.

Doch schickte ich dem Großherzog als Dankeszeichen meine Kinderlieder, worauf er um Darlegung meiner Verhältnisse bat: namentlich ob mir vielleicht Gefahr von Dänemark drohe? Schließlich erfolgte ein förmliches Versprechen nachhaltiger Unterstützung. Damals brauchte ich aber Niemand, und als elf Jahre später mein Schwiegervater sein ganzes Vermögen verlor, hatte man wohl das frühere Versprechen vergessen.

1857 hatte ich meine spätere Frau kennen gelernt. Doris Finke aus Bremen war mir von ihrem Gevatter, meinem Kieler Badefreund Köster, als vortrefflicher Charakter bezeichnet worden. Ich mußte sie vom Bahnhof abholen, als sie nach dem Tode ihrer Mutter, der sie aufopfernde Pflege gewidmet, zum Besuch kam. Eine sehr graziöse, stattliche Erscheinung, doch nicht auffallend; nur ihr schönes Haar fiel mir in die Augen. Sie sprach sehr klug. Wir fuhren im Boot nach Düsternbrook. Dort lebten wir sieben Wochen unter einem Dach und waren den ganzen Tag zusammen. Eine hochgebildete Dame, sie sprach vollkommen französisch und englisch, auch etwas spanisch. Sie war oft in Frankreich gewesen. Ein herrliches Mädchen, einfach in ihrem ganzen Wesen, obgleich aus wohlhabender Familie. Ich habe noch einen ganzen Band hochdeutscher Gedichte an sie im Manuscript liegen; immer zögerte ich mit der Veröffentlichung, aber in der Gesamt-Ausgabe meiner Schriften sollen sie nicht fehlen.

Im folgenden Jahre heiratheten wir. Zunächst wohnten wir

ein paar Jahre zur Mieth, dann entwarf meine Frau, dreist und geschickt, den Riß zu meinem jetzigen Hause, das wir 1866 bezogen. Als wir 1870 nach den Verlusten des Schwiegervaters so ziemlich auf den Sand gesetzt waren, hielten wir uns aufrecht, denn wir waren immer sparsam und vorsichtig gewesen.

Um die Zeit meiner Verehelichung habilitirte ich mich an der Universität für deutsche Sprache und Litteratur. Karl Müllenhoff, der ordentliche Professor dieses Faches, war eben im Begriff, dem Rufe nach Berlin zu folgen. Bei dieser Gelegenheit brach unsere Freundschaft. Er war von goldener Treue, aber voll Gelehrtenhochmuth. Gern würde ich das verschweigen, aber meine Darstellung unseres freundschaftlichen Verhältnisses bliebe sonst einseitig, und der Vorgang ist charakteristisch für den Mann, dem ich dennoch so viel verdanke.

„Hören Sie, Carolus,“ begann ich eines Tages, „ich muß etwas ergreifen. Lyrische Gedichte bringen nichts ein, zumal da ich sie billig hingeb, um sie unters Volk zu bringen. Ich will mich hier habilitiren.“

Er wurde braunroth.

Noch andern Tages befand er sich in Aufregung. Doch schien er schließlich einzusehen, daß mir die Stellung an der Universität immerhin einen festeren Halt geben würde. Bis er ausbrach: „Dann müssen Sie Mathematik für angehende Mediciner lesen!“

„Müllenhoff, sind Sie wirklich verrückt?“

Das waren die letzten Worte, die wir wechselten. . . Nur nach 20 Jahren sahen wir uns einmal wieder. Trotz gänzlichen Abbruchs unserer Beziehungen liegen Beweise vor, daß wir unsere gegenseitige Freundschaft beide nicht vergaßen, sondern heilig hielten.

Nach Müllenhoffs Fortgang unterzog ich mich dem Kolloquium und hielt Vorlesungen. Auch Direktor des Museums für schleswig-holsteinische Alterthümer ward ich ohne Gehalt.

In dänischen Litteraturkreisen genoß ich damals großes Ansehen; ein Konförium von Schriftstellern und Gelehrten übersekte den „Quickborn“, die Balladen las ich mit besonderer Nöhrung, sie waren schöner als meine Originale; nur der Aufstand von 1864 verhinderte den Druck. Man fragte mich von Kopenhagen aus: „Wird nichts für Sie gethan?“ Ich genoß nur eine kleine Dichter-Pension vom dänischen König. Der

Minister war geneigt, mich zu befördern, auch der Kurator wollte mir wohl, aber die Universität war dagegen.

Erst dem österreichischen Statthalter, General von Gablenz, verdanke ich eine Förderung. Freunde ratheten mir, bei ihm Audienz nachzusuchen; aber das war gegen mein Prinzip. Einst ritt er an mir vorbei. Ich grüßte tief, er bleibt stehen: „Ich habe gehört, Ihr Sohn ist so krank?“

„Ja, Excellenz, mein Sohn ist sehr krank.“

„Warum kommen Sie nicht zu mir? Jeden Dienstag können Sie bei mir essen.“

Ich ging zu meiner Frau: „Nun muß ich zum Statthalter“.

„Lieber Klaus“, empfing er mich, „ich habe gehört, Sie haben gar keine Einnahme.“

„Nein, Excellenz. Von meiner Stellung an der Universität habe ich keine Einnahme.“

„Sind sie zufrieden, wenn ich Ihnen den Professortitel und für den Anfang ein kleines Gehalt gebe?“

Er hielt Wort. Das preußische Ministerium verdoppelte später die Summe.

Sonst wurden mir mehrere Preise, Ehreneinnahmen u. dgl. zutheil, auch verdiente ich schriftstellerisch etwas.

Ehrenvollen Einladungen nach dem Auslande konnte ich mehrfach folgen. So wurde mir von Oxford die Aufforderung zu einem Cyclus Vorträge; ich sprach über Lessing, über das Plattdeutsche, über meine Gedichte, letzteres auch in London. Dort gab man mir ein Festessen, dem Wilhelm Siemens präsidirte. Seine Frau, eine Schottin, erzählte, daß sie viel aus dem Quickborn vorlese.

In Leyden und Amsterdam verbreitete ich mich über das Verhältniß des Plattdeutschen zum Niederländischen. Die Zeitungen staunten dort über meine ruhige Redeweise; man sprach dort scheinbar mehr mit Emphase und Gesten. Ich fand die beste Aufnahme, es war sehr schön in Holland.

Einladungen aus dem deutschen Reiche habe ich ausgeschlagen.

Von hervorragenden Dichtern, mit denen ich im Verkehr stand, könnte ich noch Hebbel und Geibel nennen. Mit meinem ditmarscher Landsmanne Hebbel stand ich im Briefwechsel, gesehen habe ich

ihn nur als fünfzehnjähriger Knabe; er zählte 21, und ich verehrte bereits damals seine ersten Gedichte. — Geibel war ein merkwürdiger Mann, etwas pathetisch. Er bot mir gleich beim ersten Zusammentreffen das Du an. Wir lernten uns im Hause seines Schwagers zu Lübeck kennen. Als derselbe spottete, daß hier zwei Dichter zusammensäßen und doch nur in Prosa gesprochen werde, begann Geibel allen Ernstes in kunstvollen Quatrains die Unterhaltung zu führen. — Sein Lob für den „Heisterkrog“, dem ich selbst die erste Stelle unter meinen Idyllen zuerkenne, beglückte mich sehr. Wiederholt nannte er es „überhaupt das allerschönste Idyll . . . ich bin's Dir schuldig es zu sagen. Den Vers, den Du haust, kann selbst mein Freund Paul Heyse nicht“. Anregung zur Behandlung dieses Stoffes verdanke ich einer Mittheilung meines Freundes, des Malers Magnussen.

Neben den litterarischen setzte ich meine naturwissenschaftlichen Beobachtungen fort und tauschte dergleichen namentlich im Verkehr mit meinem alten Freund Dr. Meyer auf dem nahen Forsteeck aus.

Es liegt nicht in meinem Charakter, um ferner Pflichten willen die nächstliegenden zu vernachlässigen. So habe ich mich meinem Familienleben, der Erziehung meiner Kinder mit Hingebung gewidmet. Und müßig blieb ich bei alledem nicht. Die Ausbreitung oder doch uneingeschränkte Erhaltung der plattdeutschen Sprache betrachtete ich fortgesetzt als mein Lebenswerk. So nahm ich rege thätigen Antheil an der plattdeutschen Bibelübersetzung, so unterhielt und unterhalte ich enge Fühlung mit der vlämischen Bewegung in Belgien und mit etwa fünf und vierzig plattdeutschen Vereinen Nordamerikas: die heimische Mundart der Ausgewanderten hat sich als ein starkes Bollwerk zur Erhaltung des Deutschthums erwiesen.

Die innerlichste Freude empfand ich immer an der Musik, die ich in größtem Ernst gemeinsam mit meiner darin ausgebildeten Frau trieb. Ich stand und stehe im allerbehaglichsten Verkehr mit Musikern, wie Brahms, Stockhausen, den Joachims, Hermine Spies u. s. w. u. s. w. Die Musik bringt mir noch den einzigen Sonnenschein, und wenn Brahms etwas von mir componirt, so empfinde ich das immer wie die Verleihung eines Verdienstordens.

Politisch war ich immer ein sehr entschiedener Deutscher, sehr lange herzoglich, bis es nicht mehr nöthig. 1864 nach der Erstürmung der

Düppeler Schanzen hatte ich König Wilhelm im Namen der Universität durch ein Gedicht zu begrüßen, das mir aus den Händen gekommen ist. Es schloß:

Gott führt die Majestäten  
Besonders an der Hand:  
Wo nun dein Fuß getreten,  
Das bleibt geweihtes deutsches Land.

Unter diejenigen Zuschriften, welche mich mit besonderer Genugthuung erfüllen, zähle ich einen Brief Bismarck's vom Jahre 1870 aus Rheims. Er benutzte darin die Gelegenheit einer geschäftlichen Mittheilung zu dem Ausdruck seines Dankes: daß meine Gedichte mitgewirkt, die deutschen Stämme einander kennen und achten zu lehren. Beim Erscheinen meines „Jungsparadies“ schrieb er mir am 11. November 1875 von Barzin aus: „Ich verspreche mir von Ihren Jugenderinnerungen einige angenehme Stunden, so lange ich noch hier bin, wo um mich her eine verwandte Sprache lebt.“

Meist hauste ich in Kiel still für mich. Seit dem Tode meiner Frau, der 1877 einem neunjährigen Leiden ein Ende machte, habe ich keine Lebensfreude mehr. Als auch mein ältester Sohn in die Fremde nach der neuen Welt ging, schrieb ich „Min Poort“:

Soo wardt se stil und stiller min poort,  
Al wat mi lief is. gaeit heen-uut un blift voort.  
Bekende to veel, immer weniger vrind'n,  
Un endlik blif ik alleen hierbinn'n.  
  
Un wenn de poort tolest 'maal knart,  
Dän is't, wen men mi 'r uutdragen wardt.  
Un dän vöör de andren gaeit se als nu,  
Un he röept to een ander, wen se gaeit: Dat bist du  
  
Un de hier geplant un geset de poort,  
'Em droegen se 'r uut an een fillen oorb.

